

+X47M
+A2

AP
M685
A9324

Presented by

E. K. J. H. VOSS.

$\frac{4}{2}$

Mitteilungen aus dem

Quickborn

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur
in Hamburg.

4. Jahrg.

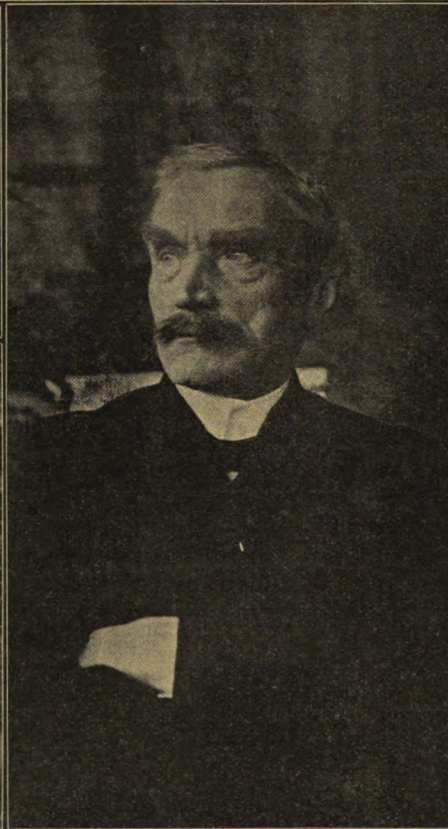
Hamburg, Januar 1911

Nr. 2

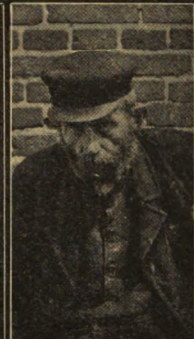
Inhalt: Wie das Volk erzählt. Von Prof. Dr. Wih. Wisser. — Märchen von der Elbinsel
Finkenwärder. Von Gorch Fock. — Niederdeutsch in der Schule. Von G. F. Meyer. — Reuter-
Ausstellung und Reuter-Museum. Von Prof. Dr. C. Vorchling. — Ein Brief aus Siebenbürgen.
Von Prof. F. Arz. — Sprachecke. — Rundschau. — Theater. — Bücherbesprechungen. — Aus
Zeitschriften und Tageszeitungen. — Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg.



Frau Schlör.
Heizer Rump.



Professor Dr. Wilhelm Wisser.



Heinrich Kossau.
Maurer Hünte.

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Wie das Volk erzählt.

Von Prof. Dr. Wilh. Wiffen i. Oldenburg i. Gr.

„Saben Sie eigentlich Ihre Märchen gemacht, d. h. so, wie sie gedruckt sind, so daß Ihre Erzähler Ihnen nur den Stoff geliefert, und Sie den Stoff erst gestaltet haben? Oder haben die Leute sie Ihnen gerade so erzählt, so daß sie, wie auf dem Titelblatt steht, von Ihnen nur gesammelt sind?“

Da diese Frage oft an mich gerichtet wird, so darf ich annehmen, daß auch andere darüber im Zweifel sind, welchen Anteil an den Märchen meine Erzähler haben und welchen ich selbst, und daß sie gern einmal genau erfahren möchten, wie sich die Sache eigentlich verhält.

Ich will diese Frage an einigen Beispielen praktisch beantworten und zwar in der Weise, daß ich die Geschichten genau so mitteile, wie sie mir erzählt worden sind. Man hat dann den Anteil, der den Erzählern zukommt, klar und deutlich vor Augen und kann sich danach durch Vergleichung der gedruckten Fassung leicht selbst ausrechnen, wie groß mein Anteil ist.

Ich beantworte auf diese Weise zugleich eine zweite Frage, die auch für die Leser von Interesse sein dürfte, denen die andere Frage gleichgültig ist, die Frage nämlich, die in der Überschrift ausgesprochen ist, wie das Volk erzählt.

Beiläufig wird damit noch ein dritter Zweck erreicht. Der Leser bekommt eine Probe davon, wie ungefähr die wissenschaftliche Ausgabe meiner Märchen, mit der ich seit längerer Zeit beschäftigt bin, voraussichtlich aussehen wird.

Während es nämlich früher meine Absicht war, nach dem Vorbild der Brüder Grimm meine Märchen und Schwänke — mit Ausschluß der anstößigen — in künstlerisch-populärer Darstellung zu geben, in einer Form, in der sie auch für ein größeres Publikum lesbar seien, werde ich jetzt auf den Rat der Herren von der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin diesen Plan vor der Hand liegen lassen — ob er noch einmal zur Ausführung kommt, wird davon abhängen, wie lange ich noch zu leben habe — und die Geschichten zunächst genau so zum Abdruck bringen, wie sie mir erzählt worden sind, ohne irgend eine Änderung, ohne irgend etwas hinzuzusetzen oder wegzulassen, ohne Rücksicht darauf, ob der Inhalt anstößig ist oder nicht. „Der Volkskundler“, schreibt mir einer der Herren, „will endlich einmal erfahren, was und wie das Volk dichtet. Märchensammlungen anderer Völker hatten schon den Mut, das Echte zu geben. Warum sollen wir Deutsche zurückstehen? . . . weckt den Wunsch, Ihre ganzen Schätze in dieser unbeschnittenen Gestalt vorgelegt zu bekommen.“

Natürlich kann ich die Geschichten nur so weit geben, wie meine Aufzeichnungen reichen, d. h. die Notizen, die ich mir während des Erzählens gemacht habe.

Andererseits aber kann ich mein Material auch nicht in seinem ganzen

Umfang abdrucken lassen. Das würde ich weiß nicht wie viel Bände abgeben, und wer würde so ein Monstrum kaufen? Ich muß mich darauf beschränken, von jeder Geschichte eine oder zwei, höchstens drei Fassungen vollständig zu geben und von den übrigen nur das Abweichende.

Indem ich mich nach diesen Vorbemerkungen dem Einzelnen zuwende, wähle ich zuerst solche Stücke aus, an denen für mich mehr zu tun gewesen ist.

Ganz auf meine Rechnung kommt das Märchen von „Hans Dünt“ (1, 56) und die drei kleinen Geschichten von „Boß un Wulf“ (2, 32), die ich schon als Kind gehört und nach eigener Erinnerung dargestellt habe. Hinzugefügt habe ich übrigens bei „Hans Dünt“, daß die Frau den alten Bettler hereinkommen läßt, und daß dieser sie erst beim Brotschneiden fragt, warum sie so traurig aussieht. Bei „Boß un Wulf“ habe ich der Überlieferung die beiden ersten Absätze als Einleitung vorausgeschickt.

In „Hans un de Könisdochter“ (1, 24) ist es nach der Erzählung etwas ganz anderes, was die Königstochter so weit kann, als springen. Und Hans bringt sie nicht durch Seife zu Fall, sondern auf die Weise, wie im Leben eine Jungfer zu Fall kommt. Der Inhalt ist zu schlimm, als daß er hier im Wortlaut mitgeteilt werden könnte. In der Auswahl für die Jugend habe ich diesen Teil des Märchens (bis Seite 26 Mitte) durch eigene Erfindung ersetzt. Ich habe damals die Jugendschriftenauschüsse auf meine Fälschung aufmerksam gemacht. Sie wollten aber das Märchen trotzdem behalten. Hätte ich zu der Zeit die Fassung des alten Hünike (Kieler „Heimat“, Augustheft 1905) schon gehabt, so würde die jedenfalls vorgezogen sein.

In dem Märchen vom „Bagel Fenus“ (1, 34) steht nach der Erzählung in der Stube, wo die Prinzessin schläft, nur ein Bett, und Hans begnügt sich nicht mit einem Ruß. Es ist auch nicht ihr Taschentuch, was er mitnimmt, sondern etwas anderes. „Se is leider in Linn'n beneiht“, und er schneidet sich „up en Stell'n lütten Flicker herut“. Auch hier mußte natürlich der ganze Abschnitt (Seite 36 und 37) neu gestaltet werden. Von der dürftigen und ungelenten Art, wie das Märchen erzählt wurde, und dem unreinen Platt sei hier folgende Probe gegeben:

... dat drömt em awer ümmer weller. Tolesch secht he mal morgens: So un so hett mi drömt ... woken will sik dat övernehm'n, mi den Bagel Fenus to besorgen? Nu, de öll's, de is je toers an de Dour. De tricht 'n Barg Reif'geld mit un schall den Bagel Fenus upspöken. An hê reist na sin Bequemlikeit un sinn't den Bagel Fenus nich. Dat ward den Röni to langwili, un do bered't he den twöten darto. De reist em na, un tolesch dröppt he em. As he em in 'e Fern sücht, de annere, do secht he: Dar kümmt min Bröder her, de hett je denn uk noch schön beten Geld mitbröcht. An se bekümmert sik weni um den Bagel Fenus, sonnern (!) vertehrt ers dat Geld ... Nu is dumm' Hans noch na. De smeigt sik denn je an un will uk je weg. An de Röni ward ümmer tranker. Se schenkt dat weni Gehör (!), wenn hê secht, hê will uk ... Hans secht tolesch, hê will gern so nareisen, as hê geht un steiht. Nu reist diß Jung je na. An hê kümmt de süllwi Fahrt, wo de annern beiden Bröder sünd ...

Daß Hans den Flicken mitgenommen hat, vergißt der Erzähler zu erwähnen. Daß aber der Flicken — wie in meiner Fassung das Taschentuch — als Wahrzeichen gelten soll, geht aus den folgenden Worten hervor:

Do langt he sit in de Tasch un secht: Hier is ut noch de Flicken. Do wët se je Bescheid, wo de Flicken her künmt.

Hierauf folgt dann als Schluß bei dem Erzähler nur noch folgendes:

Nu secht se dat je, dat he de richti is. An se is dardörch je erläßt. Do ritt se awer ne as Fënd in de Stadt, sonnern (!) 'n grot Festmahl (!) ward bereit't (!). Do wër ik dar ut noch mit, se min Vadder. An do gëw dat 'n Korf vull Bër un 'n Biddel vull Bodderbrot. An wenn se ne dot sünd, denn lewt se noch.

„Hans un de Prëster“ (1, 22) wurde mir so erzählt:

... as se dar kamt, do secht de en: Gott, Hans, wie kunn'n man ers 'n beten ligg'n gahn. Ja, dat geiht man ne, secht Hans. Ja, do leggt se sit dal un slapt art Eit. Als se 'n beten slafen hebbt, ja nu mö' wi man ers 'n beten fröhstück. Do fröhstückt se. Do mënt se, se möt man noch 'n beten ligg'n gahn. Ja, se gaht je weller ligg'n, un do slapt se awer so lang', bet de Sünn' ünnergahn will. Ja, wat nu? Ja, nu mö' wi unsen Brotbüdel lerdi maken. Na, un denn? Ja, wi kamt je noch öwer'n Drëschkoppel, secht Hans, ... wi drapt dar je Röhschit und Përschit. Denn rakt wi all' dat R. un P. tosam'n un krie't dat in unsen Büdel. An wenn wi denn to Sus kamt, denn ward he wul fragen: Na, Hans, wo wid sünn' ji kam'n? Denn sech ik: Ja, Herr, hüt hebbt wi noch ne vel maht. Dar köm 'n Imn'nswarm anflëgen, un dar hebbt wi binah den ganzen Dag achteran lopen. An nu dachen wi, wenn de Herr uns dar 'n beten vör geb'n wull, denn kunn de em kriegen. Ja, ne, Hans, secht de Prëster, wat ji in min Arbeit krie't, dat is min. Na, secht Hans, wenn de Herr uns denn niks geb'n will, denn wull ik, dat sit de Imn'nswarm verwannel in R. un P. un Schellbiters, un dat de ganz Wisch morgen fröh weller wassen dee ...

Es hieße, den Leser beleidigen, wenn ich es für nötig hielte, noch ein Wort hinzuzufügen. Die Fehler — und wie wimmelt es davon! — sind ja mit Händen zu greifen.

„De Schöfter un de Snider“ (2, 27) wurde mir April 1900 von dem alten Wulf in Altentrempe in folgender Weise erzählt:

... mutt sit dat anner Og' ut utstëken laten. Nu kann he je gar niks sëhn, (un do) mutt de anner em je trecken. An kamt vör 'n grot Stadt, un vör de Stadt, dar is 'n grot Holt wëß, un in dat Holt, dar sünd se nachs in bles'n. An 'n annern Mornk geiht de Schöfter to Stadt un lött den Snider alleen in 't Holt an 'n Böm stahn. Als dat abens düster ward, do hört he dar Geräusch in 't Holt un kladdert to Böm. An in den Böm, wo he in sitt, dar kamt drë Tier'n an, de Wulf un de Bar un Bagel Greif. De leggt sit ünner den Böm un vertell't sit allerhand. An do secht de Wulf: Ja, hier ünner dissen Böm, de Dau, de hier fall'n deit, secht he, de den' hett, de kann all' de Blinn'n sëhn maken. Ja, secht de Bar, he secht, hier in 'e Stadt, secht he, dar hebbt se gar t'en frisch Water. An midd'n op 'n Markt, secht he, dar is so 'n groten Felsen, secht he, un de den Felsen neh'm'n deit, denn hebbt se an de ganz Stadt frisch Water. Ja, secht Bagel Greif, un in de Kirch, achter 't Altar, ünner den brëden Stën, de dar licht, dar 's 'n Brettföt ünner. An de den Brettföt dar ünner ut kricht un brenn't den' to Pulver, de kann all' de Kranken gesund maken. Nu hett de Snider sit vun den Dau in 'n Dof kregen un wischt sit dar mit in de Ogen. An as dat 'n Dag un 'n paar her is, do kann he ebenso göt sëhn as vörher. An geiht ut na de Stadt un hett vel Blinn' mit den Dau ut sëhn maht, un dunn den Stën opneh'm'n laten op 'n Markt un hett dar 'n Sot maken laten, dat se an de ganz Stadt frisch Water hatt hebbt, un vel Geld vör kregen hett un sit Lüd' nimmt un geiht na de

Rirch un lött den Stén opnehm'n un fricht den Brettföt dar sinner ut un brenn't den' to Pulver un hett vel Kranken darmit gesund makt. Un sett sit to 'n Besitz dar in de Stadt un erkunnigt sit na den Schöster. Un de is ut to Besitz weß. Un dunn geiht he to em, un de Schöster kenn't em weller. Mein Gott, secht he, wo kümms du hier her? Ja, secht he, du wëß je wul, in dat Holt, wo du mi stahn laten heß, dar bün ik wa' sehn word'n, un dar-dörch bün ik 'n groten Mann word'n un hier wahnhaft in de Stadt...

Da das Märchen so nicht richtig sein konnte, so mußte mein 12-jähriger Sohn, den ich im November 1901 nach Altentrempe schickte, um die beiden noch lebenden Erzähler* dort zu photographieren, sich bei dieser Gelegenheit die Geschichte noch einmal erzählen lassen und sie mir an der Hand seiner Notizen zu Hause gleich wieder erzählen. Diese zweite Fassung, in der manches richtiger, anderes aber auch wieder falsch erzählt ist, enthält folgende Züge. Der Schneider füllt mit dem Tau seine Schnupftabaksdose. In der Stadt herrscht große Wasserznot. Der Brettföt, der daran schuld ist, sitzt unter dem großen Stein auf dem Markt. Hinter dem Altar ist ein Kasten vergraben mit Knochen drin. Wer die Knochen zu Pulver verbrennt, kann mit dem Pulver Tote wieder lebendig machen, wenn er sie damit einreibt. Der Schneider macht die gestorbene Königs-tochter wieder lebendig. Er bekommt sie zur Frau und wird König. Als König besucht er den Schuster, vorgeblich, um sich ein Paar Stiefel machen zu lassen, in Wirklichkeit, um ihn auf die Probe zu stellen. Er fragt ihn, ob er nicht früher mit einem Schneider gereift sei. Der Schuster leugnet und wird aufgehängt.

Diese beiden Fassungen habe ich miteinander verschmolzen und das daraus gemacht, was jetzt gedruckt vorliegt.

Auf diese Geschichten lasse ich jetzt ein paar andere folgen, an denen verhältnismäßig wenig zu ändern war, bei denen meine Arbeit wesentlich im Ausfeilen bestand. Zu diesen gehört z. B. „Hans un de Rief“ (1, 8):

... do will Hans weg. Wat wullt du? secht de Bur. De annern sünd ne wid kam'n: du kümms gar so wid ne. Hè lett awer ne af: hè will weg. Ja, denn gah los', secht sin Vadder ... fricht awer niks mit. Do fangt he sit 'n Daclünk, un do nimmt he sin Mudder 'n verrötten Römteef weg ... do geiht he je weg. Do kümmt he ut in dat Holt. Do begégent de Rief' em ut. De secht: Wo wullt du hen? Ja, heff ik di al fragt, wo du hen wullt? Ja, secht he, wiß man ne so wallöhri? Ja, wat wullt du denn? Du kanns mi niks dön. Ja, secht he, kanns du 'n Stén ünnerhöch smiten, de 'n Stunn' weg blifft? Ja, secht he, ik kann en'n weg smiten, de gar ne weller kümmt. Hans grawwelt dar bi sit rundüm, us wenn he 'n Stén söken will, un fricht sin'n Daclünk ut de Tsch, un do smitt he em ünnerhöch. Un do flücht de Daclünk je weg...

Eine sachliche Aenderung habe ich nur auf S. 10 vorgenommen, wo Hans sich einen Strohkferl macht. Erzählt wurde so:

... ward de ol Rief' doch bang' vör em. Nu hett de Rief' so 'n Gesicht in 'n Huf' hatt. Do ward Hans so ahnhafti, un do lecht he en vun de Gesicht in 'n Bett ... un do sleit he dat Gesicht vör 'n Ropp ...

Den Schluß der Erzählung bilden die Worte: „un do geiht Hans af.“ Das übrige habe ich hinzugefügt.

* Von den drei Altentremper Erzählern, die mir zusammen 64 Geschichten erzählt haben, ist jetzt keiner mehr am Leben. Der alte Schütt (geb. 1819) war schon im Frühjahr 1900 gestorben, Wulf (geb. 1829) folgte ihm einige Jahre darauf, und S arms (geb. 1855), der brustkrank war, ist im letzten November gestorben.

Auch an den Geschichten, die von Frau Schlor stammen, ist verhältnismäßig wenig zu tun gewesen. Ich würde gern eine Probe geben. Ich habe aber, als sie mir ihre Geschichten das erste Mal erzählte, noch nicht nachgeschrieben. Und als ich später das Versäumte nachholte, da hatte ich ihre Märchen schon ausgearbeitet und schrieb deshalb weniger auf. Statt ihrer mag deshalb Frau Block hier zu Wort kommen, von allen meinen Erzählerinnen nach meinem Urteil die bedeutendste.

Ich gebe ein Stück aus dem Märchen „Windhund, Kreih usw.“ (2,5), und zwar zuerst so, wie ich es selbst i. J. 1899 nachgeschrieben habe, unvollständig, und dann zur Vergleichung so, wie es 4 Jahre später von meinem Sohn stenographisch nachgeschrieben ist, vollständig.

... kümmt in 'n Holt ... dar geht 'n Weg lingelant as so'n Strat ... un hē geht flint tö ... eben weg ... un dat Holt hett kē'n 'n Enn' un kriecht kē'n 'n Enn' ... dat ward Abend, un hē denkt: Wo schull dat wul ward'n? ... hē geht bi 'n dob' Pērd vörbi, un darbi licht 'n Almeis' (Migelrēm) un 'n Kreih un 'n Windhund un wüllt dar vun freten ... künnt dar niks af kriegen ... hē geht vörbi ... as hē 'n ari Flach weg is, kümmt de Windhund em na ... nu will he di je wul wat, denkt he ... do secht he to em, hē schall wa' mit em trüch kam'n un schall ehr dat ut 'n annern dēl'n; se hebbt dar al söb'n Jahr bi legen un künnt dar niks af kriegen ... ja, wat se dat denn künnt ... ja, secht de Windhund ... Ja, wenn he dat man kann ... ja, secht he, so as hē dat matt, so is dat göt ... snitt 'n Kopp af ... du büß lütt, secht he to de Migelrēm, kanns dör all' de Röhr'n un Löcker kam'n, du schaff den Kopp hebbn. De Schinken snitt he af un de Börbläd', de schall de Windhund hebb'n. De Ribb'n gift he de Kreih, weil se 'n Snawel hett, weil se dat twischen de Ribb'n ut kriegen kann ... nu schüjji ju dar ut ne bi vertörn'n. Ne, seggt se ... nu gar ne bedankt ... as hē 'n Titlang weg is, kümmt de Windhund un will em noch mal wa' trüch hal'n ... ne bedankt ... deit ut ne nödi ... ja, möt se.

Zum zweiten Male ist so erzählt worden:

... kümmt he vör 'n Holt. Geiht so'n graden, schier'n Weg lant. Denkt hē: Muß mal lant gahn, muß di mal ansēhn, dat Holt. Als hē 'n ari Tit gahn hett, do dröppt hē 'n Windhund un 'n Kreih un 'n Migelrēm, süht ehr dar ligg'n. Als hē 'n ari Flach weg is, kümmt de Windhund un secht, hē schall doch mit em kam'n; se hebbt dar al söb'n Jahr bi 'n Pērd legen un künnt dar niks af kriegen. Hē geht je wa' mit trüch. Als he nu dēlt, gift he den Windhund de Schinkens, dat is je de grötts weß, un dar is je dat mehrs Fleisch an weß. Un de Kreih gift he de Ribb'n. De hett je 'n Snawel hatt, se hett sit dat dar je twischen ut hal'n kunnt. De Migelrēm, den' (!) gift he den Kopp. De kann je allerwegens rinne krupen un hal'n sit dat dar rut. Dunn geht he dar je wa' weg. Als hē 'n lütt Flach weg is, kümmt de Windhund noch mal. Na, denkt he, nu hebbt s' sit doch wul vertörnt darbi. Se hebbt sit ne bedankt, secht de Windhund, möt sit ers bedanken. O, secht he, deit ne nödi, schüllt s' man wesen laten. Ne, secht he, se möt sit ers bedanken ...

Ich benutze diese Gelegenheit, um ein Versehen zu berichtigen, das mir in dem Frau Block'schen Märchen „dat Rönirik vun Mornstērn“ (2, 40) passiert ist, und das ich erst jetzt, wo ich meine ganze Sammlung für die wissenschaftliche Ausgabe auf der Schreibmaschine abschreibe, bemerkt habe. Es muß auf S. 46 so heißen:

Den drüdd'n Dag kamt se mit 'n grot Sack, dar schall he in. Se krie't em je wa' rut ut 'n Bett un wüllt em in dat Sack smiten usw.

An dem Sack habe ich schon immer Anstoß genommen, habe aber nie daran gedacht, daß ich mich nur verlesen haben könnte. Durch diese Verbesserung wird die Stelle viel schöner.

Bei dem Schwank „de Mann ut 'n Paradies“ (2, 18) habe ich gleichfalls nur zu retouchieren brauchen. Zu meinem großen Leidwesen sah ich mich hier durch die Rücksicht auf die liebe Jugend genötigt, gerade die schönste Stelle wegzulassen. Erzählt wurde so:

Och Gott, dat güng' em hël flech. De ol Mann, de müß Swin hōden, un nu hadd' he je so'n ol twei' Schōh an: hē wēr so to fegg'n mit bloten Fōbōten in 'e Stoppeln. Och du lēwer Gott ja! Reist Hē dar noch weller hen? Ja, it heff hier bloß 'n beten to dōn, it reis' dar weller na tō. Ja, denn tunn Hē je doch so gōt wesen un nehm'n em doch 'n gōden Antog un fōsti Daler mit. Och Gott, dat will it gērn dōn, lūtt Fru. Se gift em den Bur'n sin'n besten Antog, den' he hatt heft, vun Enn' to Wenn', Steweln un Hōt, un gift em fōsti Daler un 'n Swinschinken vun vērti Pund, dat schall he em mitnehm'n, dat he wat to leben heft. Hē geiht darmit weg. Als hē 'n lūtt Flach weg is, do rōppt se em na, de Burfru: Min gōd' Mann, tit Hē sit noch mal ūm, dat it em weller kenn', wenn it em mal weller to sehn krieg'. Hē ritt gau de Būr vun 'n N., un do hōlt he ehr den barten N. so hen. Sieh so, secht se, nu gah Hē man los'! Brēt vun Gesich un lang vun Ref'! . . .

Diese Beispiele werden genügen, um dem Leser wenigstens eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, welcher Art meine Arbeit an den Märcen gewesen ist, wie viel auf Rechnung meiner Erzähler kommt, und wie viel auf meine eigene. Im allgemeinen läßt sich die Frage kurz dahin beantworten, daß ich bei den gut und richtig erzählten Geschichten weniger zu tun gehabt habe, bei den schlecht oder falsch erzählten mehr.

Zu weiterer Beantwortung der Frage, wie das Volk erzählt, lasse ich jetzt auf die mitgeteilten Bruchstücke aus bereits gedruckten Geschichten ein vollständiges Märchen folgen, das ich noch nicht bearbeitet habe. Vollständig ist es freilich nur insofern, als es ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet. Eigentlich macht es nur einen Teil des Märchens vom „Drachentöter“ aus, mit dem es auch sonst verbunden erscheint. Es ist das seltene und wertvolle Märchen von der „ungetreuen Schwester“. Von dem Drachentöter allein habe ich in meiner Sammlung nicht weniger als 15 Fassungen, von dem Drachentöter in Verbindung mit der ungetreuen Schwester nur diese eine.

Sie ist mir 1908 erzählt worden von dem alten Heint. Rossau in Petersdorf auf Fehmarn (geb. 1838), einem Inassen des dortigen Armenhauses. Rossau, dessen Name übrigens genau so ausgesprochen wird wie der seines berühmteren Namensvetters Rousseau, gilt in seinem Dorf als Halbidiot, mit dessen gutmütiger Beschränktheit wenigstens früher die Dorfjugend vielfach ihren Spott getrieben hat. Er hat mir aber 13 wunderschöne, meist lange Geschichten erzählt. Er hat diese Geschichten von einem alten Seilermeister Super in Burg a. F., dem er früher Jahre lang das Rad gedreht hat. Auf ihn aufmerksam gemacht wurde ich vor zwei Jahren durch Gastwirt Lange, bei dem ich wohnte. Lange hatte ihn mir beschrieben. Als mir einige Tage später auf der Straße eine Gestalt begegnete, die der Beschreibung entsprach, fragte ich: Sünd Se Rossau? Ja. Wet Se Geschich'n? Ja. Wüllt S' mi de vertell'n? Ja. Denn kam it naher hen. Ja. Damit war unsere Bekanntschaft gemacht. Ich bin

dann im vorigen Jahr (1909) zum zweiten Mal dort gewesen und habe mir außer andern Geschichten auch diese noch einmal wieder erzählen lassen. Teils deshalb, weil sie das erste Mal konfus und verkehrt erzählt worden war, teils, weil sie manches enthielt, was mir inhaltlich nicht richtig zu sein schien. Die Wiederholung hatte aber nicht den erhofften Erfolg. Die Geschichte wurde jetzt zwar anders erzählt, aber wieder verkehrt. Und der Inhalt blieb derselbe. Im letzten Jahr (1910) war ich zum dritten Mal auf Fehmarn, diesmal nicht, um Geschichten zu suchen, sondern um die eigentümliche Fehmarsche Mundart zu studieren. Ich benutzte jedoch die Gelegenheit, um mir die Geschichte noch zum dritten Mal erzählen zu lassen. Die Verwirrung blieb aber dieselbe; ebenso der Inhalt, so daß ich darauf verzichtete, das Märchen in einer besseren Fassung zu bekommen, und mir nur sprachliche Eigentümlichkeiten notierte.

Dem biederen Heinrich mußte es natürlich auffallen, daß ich immer wieder kam. Er war aber um eine Erklärung nicht verlegen. It mütt em min Geschich'n ümmer weller vertell'n. Hê hett s' ümmer werr vergeten.

Ich gebe nun den Wortlaut in der Weise, daß ich für den ersten und den letzten Teil die beiden Fassungen, die ich nachgeschrieben habe, mit einander verschmelze, d. h. bald einen Satz aus der ersten Fassung nehme, bald aus der zweiten, ohne etwas zu ändern. Und zwar folge ich jedesmal der Fassung, die vollständiger ist, oder die im Ausdruck den Vorzug verdient. Für das Mittelstück war eine solche Zusammenziehung unmöglich. Hier gebe ich beide Fassungen gesondert.

Die ungetreue Schwester.

Dar is mal 'n Röni weß, un de sin Frô schall in Wochen un gebert twe Rinner, en lütt Jung un en lütt Dörn. Als se ehr an 'e Welt hett, do mag se ehr beid' ne liden. Do mütt de Röni je 'n Frô söken, de de Rinner opbewahrn schall. Un do kamt de Rinner dar denn je hen, schöllt gänzli vör ehr Ogen weg. Nu waßt de Rinner denn je heran, ward denn je grot, kamt in Schöl . . . kamt naß je beid' werr ut 'n Schöl. Als hê Junglêrl is und sê Jungdörn, do gaht se mal werr hen na ehr Vadder un Mudder, na de Könis-floß hen. Do mag ehr Mudder ehr noch ne liden, de beiden. Do lett de Röni 'n Schipp bö'n. Un as de Schipp torech (farri) is, do kamt se dar beid' op. Dar schall hê as Stürmann und sê as Roß. Nu mütt de Bööter ehr dar heran bring'n. De Bööter, de fricht de Schipp ünner Segel. Un nu sett he sit werr in Boot un lett ehr je segeln. Hê versteiht niks vun 't Stür'n, un sê niks vun 't Raten . . hm . . Un sê segelt ümmer seker tó, in de wide Meer (in de wide Welt) herin. Toles kamt se an Strann', sett de Schipp sit faß, künt se ne wider kam'n. Ja, secht he to ehr, wat maht wi nu? Mütt mal hendal, mütt sehn, wat it (an Land) waden kann. Un do geiht he denn je hendal, un do sünd se nich so wid vun Land af, künt se dörch waden, wat se an Land kamt. Do secht he: Nu sett di man op min Raß, denn will it di to Land slepen (wöwvi an Land waden) . . hm . . Nu is dat denn göt, kamt se denn je glückli an Land. Do kamt se vör 'n grot Höltung. Se gaht je bet tó, un do drapt se dar 'n Hus an, un dar gaht se herin. Dar drapt se awer wider niks as Schétgewehr un Pulver un Rugeln un 'n Pott vull rot Grütt . . hm . . O, secht he to sin Sweester, kanns je man Grütt laten, (kumm man bi un krie' to Für), it will mal op 'e Jagd, secht he. Dröppt he dar twölv Röwers (Rêrls), un de tracht he na. Nu is 't je so wid göt. De Röwers gaht na 'n anner Hus hen. Als he dê to Hus hett, geiht he werr na sin Sweester. Do hett de ehr

Grüß gar. Do et se je wat. An as se wat eten hebbt, do secht he to sin Swester: Ja, secht he, nu will it noch mal werr weg, it heff noch wat op 'e Spör. An do geiht he na dütt Hus hen, wo de Rövvers stünd. Riff he denn in Fenster. De Rövvers stünd all' bi to 'n eten (spisen). Nu hett he 'n grot Slepsäwel bi sit ('n grot Slepsäwel hett he uf noch funn'n). Do geiht he dörch de Fenster weg (krüppt still na 'n Fenster herin), un do he dar mant to matschen mit de Säwel. An is dar je mant un haugt ehr je dot. An nu hett he de en ne dot kregen. Hē ment, hē hett ehr all' twölf dot. Nu geiht he werr na sin Swester un secht (denn je): Öwernach wöllt wi noch hier bliben. An morn fröh, denn wöllt wi na dat anner Hus. Ja, secht se, dat lat uns dön. Do krupt se in Bett (gaht in Bett) un slapt denn je. An morgens stahst se werr op, un drinkt se je Kaffe. Als se dat ut hebbt, ja, secht he, nu wöllt wi mal na dat anner Hus. Nu kamt se dar denn je. Do liggt de Rērls dar all' en op 'n anner un sünd je dot. An buten is so 'n grot Waterdit (Waterkul), slept se ehr rut un smit ehr all' na 't Water herin. Nu tell't se ehr ne. Een is ne dot kam'n (de hett ne noch kregen), de hett sit an't Sit krapen . . hm . . Nu is dat je göt. Nu secht he: Nu müt wi 't Hus örs werr rein maken. An wenn wi 't Hus rein hebbt, denn will it weller op 'e Jagd . . hm . . Se maht 't Hus je rein. Als se 't Hus rein hebbt, do geiht hē denn je weller op 'e Jagd . . hm . . Sē schall je wat eten taken.

Von hier an müßte nun in folgender Weise weiter erzählt werden. Der Bruder kommt mittags von der Jagd zurück und geht nach dem Essen abermals auf die Jagd. Nachdem er sich entfernt hat, hört die Schwester, wie sie in der Küche aufwäscht, ein Gejammer. Sie geht dem Gejammer nach und findet dann den am Leben gebliebenen Räuber in der Schlafstube. Sie verbindet ihn und wird sich mit ihm einig, den Bruder zu ermorden. Sie soll ihm, wenn er abends von der Jagd wieder zurück kommt, unter dem und dem Vorwand die Hände auf dem Rücken zusammen binden.' Diesen Plan führt sie denn auch nach dem Abendessen aus.

Der Erzähler hat das Richtige in beiden Fassungen verfehlt. Das erste Mal erzählt er so:

Als se 't Eten gar hett, kricht se 't op 'n Disch, un do denkt se: Bröder kümmt je gar ne weller. Wo schull dat tögahn? Dat ward Abend, ward düfter: hē is dar ne un kümmt dar ne . . hm . . Hē sett sit op 'n Holtstot, kann ne wider kam'n. Do kamt dar drē Tier'n bi em an, 'n Löw (un) 'n Tiger un 'n Lindwurm. Do secht de Löw: Wat is de Herr sin Begehr? Ja, secht he, min Begehr is wider nits, it will (wull) gērn na min Swester hen. Ja, secht de Löw, wenn S' dar kamt, denn so ward Se dot maht. I ne, secht he, dot maht warr it ne . . hm . . De Löw secht: Wenn Se absluts hen wöllt na Ehr Swester, denn sett S' sit man op mi . . hm . . Do sett he sit op de Löw hen, un do bringt de em denn je to Stod'. De Tiger un de Lindwurm gaht bi de Löw her. Als se nu bi dat Hus stünd, do secht de Löw: Hier is dat Hus. Ja, secht he, it kenn' dat Hus. Do gift de Löw em 'n Ring. Wenn hē de ümdreihn deit op 'n Finger, denn sünd wi drē Jagdhunn'. An gift em noch 'n Fleit. Wenn Se in Not kamt (kam'n döt) un sangt an to fleten, denn sünd wi werr bi Ehr . . hm . . Ja, denn is göt. Nu geiht he je na('t) Hus herin. Wat, Bröder, woneb'n büß du egentli so lang' weß? Ja, secht he, it bin verbistert in 't Holt . . hm . . Do secht se: Denn büß wul hungeri. Se kricht denn je wat eten op 'n Disch, un do itt he je wat. Als hē wat eten hett, do wascht se denn je op in Röl. An do jammert dar immer wat: Ach, hatt' ich ein bischen Wasser, was ich meine Zunge kühl! Se denkt: Wat schull dat vör 'n Gejammer wesen? Se visentert dat je un dröppt an 'n Enn' dat Logis . . hufft de Rērl hufft vör 'n Bett mit sin blödi Kopp. An do secht he weller: Ach, hatt' ich ein bischen Wasser, was ich meine Zunge kühl! Se kümmt bi un halt Water un wascht em de Kopp af un verbinn't em de Kopp. An do abens kümmt hē je to Hus un itt je wat. An

do secht se, as he wat eten hett: Ik bün hüt namdag 'n beten to (in) Bett weß, un do hett mi drömt, ik schull die drömal de Hänn' op 'n Rüggen faß binn'n. An wenn du dat all' dré Mal dörschstöten deis, denn lewt wi hier ne glückli . . . hm . . . O, secht he örs, wat schall dat? Ja, dat mütt los' gahn (geschéhn). Ja, denn binn' man tö . . . hm . . . Se binn't 't tosam'n. Do secht se to em: Nu stöt man tö. Hê stött to un stött 't intwei.* Se binn't em to 'n twéten Mal an. Hê stött to un stött 't dörsch. Se binn't em to 'n drüdd'n Mal, nimmt 't 'n beten diker. Als se 't tosam'n hett, do secht se: Nu stöt man tö. Hê stött tö; kann't ne twei kriegen. Do künmt de Rêrl-je mit sin blödi Kopp, mit sin verbunn'n Kopp. Und do secht he: Rann't mi ne êns utbeden?

In der zweiten Fassung heißt es:

..an 't Sit krapen. Do secht ehr Bröder denn je: Ik will nu op 'e Jagd. Du kannst denn wat eten taken. Ja, secht se, dat dö. Nu geiht he denn je los'. Und do verbistert hê (in dat Holt), hölt sit to lat op. Do künmt dar 'n Löw . . . Do secht de Löw . . . Ja, secht he, ik wull gern werr na min Schwester. Hê hett sit op 'n Holtstot dal sett, is so wid na 't Holt rin gahn, hett naß ne Steg un Weg wesen . . . Secht de Löw: Wenn S' dar kamt, denn ward Se dot matt. O, secht he, dar bün ik ne bang' vör. Ja, secht de Löw, wenn S' ne bang' sünd, denn sett S' sit man op mi, denn will ik Ehr hen bring'n. Un hê bringt em denn je hen, to Stêd'. Nu gift de Löw em 'n Fleit. Un de Lindwurm gift em 'n Ring. Un nu secht de Lindwurm to em: Wenn Se de Ring ümdreihn dôt, denn sünd wi all' dré Jagdhunn'. Und de Löw, de secht: Wenn Se in Not kam'n dôt un fleit, denn sünd wi all' dré hier weller . . . is dat denn göt. Nun gah't de dré Tier'n je werr torüch, un hê geit na 't Sus herin. Do secht se: Wat, Bröder, wo büß du so lang' weß? Ja, secht he, ik bün verbistert weß. Wo büß du werr torech funn'n? O, ich heß so lang' lopen, secht he, bet ik werr torech funn'n bün. Et nu man örs wat. Un wenn du wat eten heß, dann will ik di de Hänn' op 'n Rügge tosam'n binn'n. Un wenn du dat drömal dörschstöten kannst, denn lewt wi ne glückli (warr wi hier . . . leben). Hê itt je örs wat. O, secht he wat schall dat Narré? Ja, secht se, dat mütt ik. Denn mütt dat je. Do binn't se em de Hänn' achter op 'n Rügge faß. Do stött he tö und stött 't dörsch. Se binn't em noch mal faß. Hê stött tö, stött 't weller dörsch. Se binn't em to 'n drüdd'n Mal faß, se hett 't so vel diker nam'n. Dat kann he ne dörsch kriegen. Do künmt de Röwer, do will de op em dal.

Ne, holt, ik heß noch wat vergöten.

Se wachst (nach Mittag) in de Rêrl' op. Un do jammert dat ünner: Och Gott, hatt ich . . . kühl! Se hört dat un hört dat. Do ünnersöcht se de Kram. Do hett he sit an 't Sit krapen un is in Sclapstuw un hult dar vör 'n Bett. Do künmt se bi un verbinn't em sin Wunn'n. Un de ganze Kopp is vull Blöt. Und do gift se em denn je Water to 'n drinken. Un do secht he to ehr: Wenn du so wullt as ik, denn künnt wi beid' 'n Paar ward'n . . . hm . . . Nu is dat denn je göt. Ja, secht se, wat schall dar min Bröder vun segg'n? O, secht hê weller, du kannst man segg'n, du büß hüt noch mal in Bett weß. Do hett di drömt, du schaff em drömal de Hänn' op 'n Rügge faß binn'n. Un wenn hê dat drömal dörschstöten kann, denn lewt ji ne glückli. Hê künmt je. De dré Tier'n bring't em je heran. . . . do gift de Löw em je de Fleit . . . is dat denn je göt . . . hê na Sus herin . . . de dré Tier'n werr torüch . . . Do künmt de Röwer an, un do will de je op em dal. Un do secht he: Cens kann ik mi je wul noch utbeden.

Von hier an geht dann die Erzählung in beiden Fassungen gleichmäÙig weiter.

Do secht de Rêrl denn je: Na, wat schall 't denn wesen? Wi künnt örs all' dré 'n Gebett beden vör min Dod. Ja, secht de Rêrl, dat lat uns dön. Wöjji hier hen (sagt der Gebundene), denn gah ik dar hen. Un wöjji dar hen, denn bli' ik hier (Denn gah ik dar hen). Ik will min Logis alleen hebb'n. Denn ik seh je, ji hol't je doch tosam'n (ji beiden hebbt ju je al verprafen). Se gah't

* Der Erzähler legte jedesmal die Hände auf den Rücken und machte die Bewegung des Stoßens mit.

in ên Logis, un hê geiht in de anner Logis. Nu fangt de dar fliti an to beden. Un hê hett de Fleit je in de Wessentäsch, kann sit so wid bücken, wat hê em (de Fleit) mit de Mund fat kriegen kann. Un stats, dat hê beden schall, fangt he an to fleiten. Dur't ne so lang', do stah't de drê Eier'n weller bi em. Do secht de Löw: Wat is de Herr sin Begehr? Ja, min Begehr is wider niks, as se schöllt düß Röwer verteern, (düß Röwer an 't Sit bring'n) ... hm ... is dat göt. Do se all' drê bi un rit de Rêrl je dal un torit em (vertehrt em). Do secht de Löw: De (den Räuber) hadd' wi verteht. Schall Ehr Swefter dar nu uf an glöb'n? Ne, secht he, de schall 'n anner Straf hebb'n. Hê tricht de Ring her un dreih't de üm: do sünd se all' drê Jagdhunn'. Ad do geiht he mit sin Swefter un de drê Hunn' na de anner Hus hen, dar (in dat anner Hus) hebbt se drê Ierdi Tunn's stahn. Do kümmt he bi un pacht sin Swefter in ên vun de Ierdi Tunn's. Un do 'n Borm op, un Bänn' op, un do do mütt dè dar in verhungern ... hm ... Nu reift he denn je wider mit sin drê Jagdhunn' ...

Wie schon oben bemerkt ist, enthält das Märchen manches, was inhaltlich nicht richtig zu sein scheint. Ich denke mir den Inhalt* etwa so. Fleit und Ring hat der Bruder schon, wie er mit seiner Schwester in die Welt zieht, oder bekommt sie wenigstens gleich. Und zwar von einem Menschen, nicht von den Tieren. Wenn hê fleit, erscheinen die drei Jagdhunde, und diese verwandeln sich, wenn er den Ring dreht, in Löwe, Tiger und Lindwurm. Die Räuber überwältigt er nicht allein, sondern mit Hilfe seiner Tiere. Aus welchem Grunde er so matt ist, daß er sich auf dem Holzstoß niederläßt und sich von dem Löwen nach Hause tragen lassen muß, ist nicht klar. Bloße Müdigkeit kann der Grund nicht sein. Wie darf ein Jäger, und wenn er den ganzen Tag umhergelaufen ist, so müde sein, daß er nicht weiter kann? Es muß ein anderer Grund gewesen sein, etwa Blutverlust oder dgl. In seiner Not zieht er dann de Fleit hervor und fleit, worauf die Tiere ihm zu Hilfe kommen. Man sollte freilich denken, auf der Jagd müßte er die Jagdhunde immer bei sich gehabt haben.

Auf das Märchen von der ungetreuen Schwester folgt dann das eigentliche Märchen vom Drachentöter.

Der Inhalt ist kurz der, daß er mit Hilfe seiner Tiere eine Königs-tochter von einem Drachen erlöst, daß er den Kutscher, der sie gezwungen hat, ihn für ihren Retter auszugeben, durch die ausgeschnittenen Drachenzungen entlarvt und die Königs-tochter zur Frau bekommt.

In der zweiten Fassung geht dem Kampf mit dem Drachen noch ein Abenteuer voraus in einem zweiten Räuberhaus. Auch hier sind es wieder zwölf Räuber. Er tötet sie aber diesmal nicht selbst, sondern läßt sie von seinen Tieren, die er im Keller verborgen hält, zerreißen: do rit se de Röwers je dal un verteht ehr.

Als Anhang füge ich — was manchem Leser meiner Märchen nicht unwillkommen sein dürfte — ein Verzeichnis** der Erzähler und Erzählerinnen hinzu, von denen die Märchen in den drei kleinen Bändchen her stammen. Der Kürze halber gebe ich statt der Überschriften nur die Seitenzahl an.

* Vergl. Reinhold Köhler, kleinere Schriften, I. 304, wo auch die Literatur angegeben ist.

** Genaueres findet man in dem Bericht über meine Sammeltätigkeit in der Monatschrift „Eckart“. Der erste Teil dieses Berichts ist bereits in dem Weihnachtsheft erschienen. Die Einleitung handelt von Müllenhoffs Märchenmaterial.

Frau Schlör-Griebel (geb. 28): 1, 17 1, 31 1, 70 1, 76 1, 82, 2, 25 2, 65 2, 81 2, 87; Frau Lemcke-Eutin (geb. 26): 1, 17 1, 24 1, 76 2, 11 2, 73 3, 25 3, 31 3, 77 3, 87. An 1, 17 und 1, 76 sind beide beteiligt. Regierungsbote Zur Horst-Eutin, aus d. Hggt. Oldenburg (geb. 32): 1, 7; Schütt-Altentrempe (geb. 19): 1, 8 1, 80; Wulf-Altentrempe (geb. 29): 1, 49 2, 27; Harms-Altentrempe (geb. 55): 2, 19; Frau Block-Kröß (geb. 21): 1, 11 1, 65 1, 73 2, 5 2, 40 2, 52 2, 75; Buck-Stawedder (Siebziger): 1, 22; Eigentätner Laudy-Kreuzfeld (geb. 35): 1, 34; Lempke-Lensahn (geb. 39): 1, 41 2, 18; Frank-Lensahn (geb. 30): 2, 85; Frau Zur Horst-Eutin (geb. 47): 1, 61; 2, 67; Frau Howe-Rasseedorf (geb. 26): 1, 84 2, 38; Steinbrücker Heise-Oldenburg i. Holst. (geb. 36): 2, 55; Bensien-Sagau (geb. 13): 2, 88; Maurer Hünlke-Neustadt (geb. 25): 3, 5; Schäfer Weidemann-Sierhagen (geb. 49): 3, 23; Heizer Rump-Lütjenburg (geb. 40): 3, 38 3, 51; Klüver-Altentrempe (geb. 60): 3, 42; Altenteilerin Frau Tewes-Neudorf (Achtzigerin): 3, 55; Altenteiler Steer-Waterneverstorf (geb. 19): 3, 65; Bornhöft-Stöfß (geb. 27): 3, 67 3, 91; Prill-Seekamp (Siebziger): 3, 82; Schneider Klüver-Eutin (Siebziger): 3, 93.

Davon sind — soweit ich das erfahren habe — jetzt bereits folgende gestorben: Frau Lemcke, Zur Horst, Schütt, Wulf, Harms, Laudy, Lempke, Frank, Heise, Bensien, Hünlke und Frau Zur Horst. Wahrscheinlich aber auch noch andere. Frau Schlör ist noch am Leben. Ich habe sie vorigen Sommer noch mal wieder besucht.

Märchen von der Elbinsel Finkenwärder.

Mitgeteilt von Gorch Fock.

Die Geschichte vom dummen Hans gebe ich so wieder, wie sie uns Kindern auf dem Neß zu Finkenwärder von unsern Eltern erzählt worden ist. Über Verbreitung und Ursprung des Märchens vermag ich nichts weiter zu sagen, das mögen Berufene tun. Die Geschichte von dem Schiffer und dem Teufel lasse ich auf Wunsch des Schriftleiters folgen; sie gefällt mir jetzt minder als fu meiner Kindheit; meine Eltern können sich auf die einzelnen Teile nicht ganz klar mehr befinden.

1. De Geschichte von den dummen Hans.

Dor is mol een Burfro wesen, de heft een Jungen hatt, de heft Hans heeten un is bannig dösig wesen. Mol schickt se em los, he schall ehr een Deenstdiern meeden. Hans pett sich hin un kriegt of een Diern, sleiht ehr up den Nacken as een Sack Hober un drigt ehr no Hus. „Süh so, Moder, hier is de Diern!“ seggt he. „Wat büs du of doch dum!“ antert de Moder. „wenn du sowat heft, denn müßt du dat doch ne op den Puckel nehmen, denn müßt du eenfach seggen: Rief, dor is uns Hus, dor goh man hin!“ „Man god, wat if dat weet“, seggt Hans. Denn annern Dag schickt sien Moder em weg, he schall een Perd käupen. Hans stebelt los, köfft een Perd, weist mit de Hand un seggt to dat Perd: „Rief, dor is uns Hus, dor goh man hin!“ „So geist he in de Schänt un genehmigt sich eenen. Obends kummt he wedder bi sien Moder an. „Non, Moder, magst dat Perd lieden?“ — „Wat for'n Perd?“ „Dat Perd, wat if uns köfft hebb!“ — „It hebb teen Perd sehn!“ — „Non, non, wat kummt dat denn? It hebb doch to dat Perd seggt: hier wüir uns

Hus un hier schull he man hergohn!“ — „Wat büs tu of doch dumm“, seggt de Moder, „wenn du sowat heft, denn müßt du di dor up dolsetten un no Hus rieden.“ — „Man god, wat if dat weet“, seggt Hans. — Den annern Dag schickt Moder em hin, he schall een Schinken holen. Hans holt den Schinken of, geiht dor troß up sitten un seggt jümmer: „Hühhopp! Hühhopp, mien Perd! Hühhopp, mien Verd.“ Dur ne lang, to kemen de Hunnen, reeten em den Schinken twüschen de Been rut un freeten em up. To süng Hans an to schreen un leep no sien Moder hin un sä: „Du heft mi scheun wat vörnackt! It wull up den Schinken no Hus herrieden, to hebbt de Hunnen mi den wegnohmen!“ „Wat büs du of doch dumm“, seggt de Moder, „nu schallst du freen!“ Non, dat wull Hans of gern. Als de Moder nu den Krom sowiet in de Reeh harr, sä se to Hans: „Du wees ober ne su utverschamt bi Disch un itt ne so veel.“ Hans de kunn anners so bannig veel wegschüffeln. Non, de Brut kümmt of an un as se bi den Disch sitt un Kaffe drinken wüllt, to reuht Hans teen Brot un keen Wust an. „It doch wat, Hans“, seggt de Moder. „Nee“, seggt Hans, „if mag nix“. „Dch wat, lang man to“, neudigt se em nochmol. „Nee, mag nix“, seggt Hans. Als se noher Abendbrot eet, reuht Hans wedder nix an. „It doch wat, Hans“, seggt de Moder. „Nee“, seggt Hans, „if mag nix.“ — „Dch wat, lang man to“, neudigt see em nochmol. „Nee, mag nix“, seggt Hans.

Noher schall Hans denn of jo bi de Brut slopen.

Dat dur se lang, to reep he von'n Bitt: „Moder! Moder!“ — „Wat wullt du, Junge?“ „It bün so hungerig.“ „Non, worüm langst du erst ne to?“ — „Moder! Moder!“ — „Wat wullt du, Jung?“ — „It bün so bannig hungerig!“ — „Non, denn lang man eben in't Schapp, dor stoht noch süß folte Klütjen.“ Hans steiht up, langt ober blangen't Schapp un kriegt de süß lüttjen Katten bi'n Wickel un pust jün weg. „Moder! Moder!“ — „Wat wullt du, Junge?“ „Wat sünd de Klütjen rug!“ „Dch, de möt so wesen, sloop man.“ Durt'n Sied, to röppt Hans wedder: „Moder! Moder!“ „Wat wullt du, Junge?“ „It bün so döstig.“ „Non, denn lang man eben in't Schapp, dor steiht noch Karmelt.“ Hans langt ober blangen't Schapp un kriegt den Pisputt to foten. „Moder, Moder, wat is de Nelt of doch sult!“ „Dch, dat mütt so wesen, sloop man.“ —

De Brut harr ober dat Miaun hört un dacht: och, würst du blos erst wedder ut düit Hus rut! Un to sä se to Hans: „Lot mi mol eben rut, if will mol no buten.“ „Nee“, seggt Hans, „bliew man hier: du wullt mi blos weglopen.“ — „Nee, if lop di ne weg, lot mi man mol rut“, seggt de Brut. „Nee“, seggt Hans, „du wullt mi blos weglopen, bliew man hier.“ „It will blos mal eben utkiefen“, seggt de Brut, „wi knütt uns Strümpenbannen tohoop un dat een Enn' nimmst du in de Hand un dat annere Enn' binnst du mi an't Been fast: wenn if di denn to lang bliew, kannst du mi jo jümmer glic wedder hertrecken.“ „So, dat geiht of“, seggt Hans. De Brut geiht rut, fuffelt sich no den Roben hin, kriegt den olen Zegenbuck tofoten, bindt em dat Strümpenband üm den Hals un löppt weg, so hart as se man lopen kann. Hans up'n Bitt ward bi lüttjen de Lied lang durn. „Nu kumm man wedder rin“, seggt he un trefft den olen Zegenbuck in'n Düstern ut den Roben. De sett sich bannig up de Achterpotjen. „Du müßt woll her“, seggt Hans, „if hebb di an't Tau“ — un to trefft he den Zegenbuck bi sich rup'n Bett. „Moder! Moder!“ — „Wat heft du, Junge?“ — „Wat is de Brut of doch rug!“ — „Dch, Junge, dat mütt so wesen! Sloop man.“ — Den annern Morgen ward se ober den Zegenbuck gewohr. „Denn is de Brut of utknepen“, seggt de Moder und de beiden lopt los un wüllt ehr wedderholen. Als se 'n teemliche Streck weg sünd, seggt de Moder: „Heft du denn of de Dör tofoten?“ — „Nee“, seggt Hans. — „Dch du Minschentinner“, seggt de Moder, „denn könnt se uns jo de ganze Root leddig drullen! Lop man gau wedder üm un slut to!“ Hans löppt wedder trück, ober as he den Slötel int Slötellock rinstecken hett, weet he ne mehr, wat för'n Weg dat he den Slötel dreihn mütt: to hatt he de ganze Dör ut, sleit's obern Nacken un bringt's mit. „So, Moder, hier is de Dör“, seggt he, „nu slut's man sülbst to!“ — „Dch, wat büs du of doch dumm“, seggt de Moder, „nu steiht das ganze Hus jo sparrwiet open. Non, wi könnt

uns dor ober ne lang mit upholn, anners kriegt wi de Brut ne mehr tofoten.“ To nimmt Hans de Dör up den Puckel un de beiden goht los. Obends kommt se in'n groden Wald — to ward dat düster un de beiden kriegt dat bannig mit de Bebers. To klaut se beid in'n groten Boom rin, Hans mit sien grote Dör up'n Puckel, un sett sich in de Tilln dol. Durt ne lang, to ward dat in'n Wald ruffeln un musseln un de Räubers kommt, 'n gans Schwö! Un de kommt jüst up jüm to. „Moder! Moder!“ „Wat wullt du, Junge?“ „It bin jo so bang!“ — „Och, swieg man bloß still, denn ward se uns woll ne wies“. De Räubers sett sich ober jüst ünner den Boom, woneem se in seeten, nehmen jümmer Sacken und Packen von de Schullern un fängen an, jümmer Geld to tellen.

Mit een Mol röpyt Hans sinnig: „Moder! Moder!“ „Non, wat heft du, Junge?“, frogt de Moder. „It mütt mol pissen!“ „Junge, Junge, dat geiht jo ne“. — No'n Lied fangt Hans wedder an: „Moder! Moder! It kannt ne mihr stoppen!“ — „Non, denn piß los“, seggt se, un Hans deicht of. Jüst in de Klütenpann! „Ah — 'n betjen himmlischen Dau“ — seggt de Räubers un eet wieder.

„Moder! Moder!“

„Wat wullt du, Junge?“

„It kann de Dör ne mihr holn!“

„Junge, Junge, hol de Dör doch fast, anners ward de Räubers uns jo gewohr.“

„Moder, Moder, it kann ehr ober gans gewiß ne mihr holn!“

„Non, denn lot's los!“

To lett Hans de Dör los un de grote, swore Dör suft dör de Tellen un fallt merden twüschen de Räubers. De jumpt bag up, so verjeugen se sich. „De Heben bast, de Heben bast!“ ropt se un lopt all weg, so gau as se man könnt.

Hans un sien Moder ober klaun von'n Boom dol, söchten dat Geld tohoop un sleepen dat no Hus un wörn nu up eenmol riefe Lüd.

2. De Schipper un de Dübel.

Dor is mol een Schipper mit sien Schipp buten up See wesen. He wull giern no Hus hin, sien Diern wull Hochtied geben — ober dat wör placken-doffstill up See un he dreef dor mit sien Schipp rüm un kunn ne ut de Städ kommen. Als de Dag käum, neem de Rost up ween schull, dreef he noch jümmer up See rüm. To wör he gans vergrillt un sä: „It wull, de Dübel hülp mi: ik wör dor mit bi.“ Als he dat knapp seggt hett, ward't 'n Susen in de Lucht un mit eenmol steiht de Dübel up Deck un fragt, wat he schull. Jä, seggt de Schipper, so un so: sien Gefine ober wat's heeten dä harr vundoog Rost un dorüm much he bit Middag giern bi Hus wesen. Wenn de Dübel dat flor kriegen kunn, denn kunn'n se dor jo mol ober snacken. „Jo, flor kriegen kann ich dat“, seggt de Dübel, „ober du müßt mi dien Seel dorför verschrieben.“ „Nee“, seggt de Schipper, „dat is to veel.“ Non, se snacken dor noch'n beetjen ober un wörn sich eenig, wat de Dübel no de Rost wedder kommen schull. Denn schull de Schipper em dree Deel heeten un wenn de Dübel all dree Deel bit nachts Kloek twölf flor kreeg, denn schull he den Schipper sien Seel verschrieben hebben, ans schull't ober so god wesen. — De Dübel geiht achter up't Deck stohn un fangt an, gegen de Seils to pussen un he pußt un pußt un pußt so dull, wat dat Schipp dor langs suft, veel gauer as 'n Vogel fleegen fann — un middoogs liggt dat Schipp würklich vör den Schipper sien Hus. Als de den Draggen sacken lett, is de Dübel mit eenmol weg. De Schipper geiht an Land un fiert de Rost, ober dat kummt em ne mihr van Harten. He mütt all jümmer an den Dübel un an de dree Deel dinken. Als de Rost ut is, mott he, wat he wedder no See kummt un as dat schummerig ward, steiht de Dübel mit eenmol wedder an Burd. „Non“, seggt he to den Schipper, „wat schall ik dohn?“ „Kummt all in de Fohrt“, antert de Schipper, „un de Kloek is of noch lang keen Zwölf.“ Dormit seilt se wieder. To ward dat weihn un de Seils sicht bukt vull Wind. Als de Schipper dat leeg ward, mott he mit'n mol de Schoot van't Grotfeil los un röpyt: „Sol de

Schoot mit de Hannen fast!“ De Dübel springt up, jumpt de Schoot no, de all boben in de Luft fludder, greep's an un hol dat Seil wedder an. „Een Deel“, sä he gläunig. „So“, sä de Schipper un dacht: mit den Knecht beleewst du noch wat. Beetjen noher geiht he no'n Steben, moft den sworen Dragen los, smitt de Reed free un lett Dragen un Reed mit vulle Gewalt ut de Klüs fusen. Dat hür sich an, as wenn'n Gewidder wür. „Den stopp!“, röppt de Schipper bag. De Dübel suft dat Deck langs, grippt mit de groten swarten Hannen de Reed an — to steiht de swore Reed bums still. „Twee Deel“, seggt he noch gläuniger.

To ward de Schipper bannig bang un dinkt: wenn em nu nix swörers heeten kannst, denn büßt in'n Buddel. Als de Wind noch harter wör un de See noch groffer togangen keem, mok he sinnig 'n por Luken open un leet dat Schipp half vull Woder lopen. To seggt he to'n Dübel: „So, Knecht, nu pump dat Woder an de Leesiet rein ut: to Lum lettst du't ober: denn hult dat Schipp sich lief.“ De Dübel springt no de Pump to Lee un fangt an to pumpen — durt ne lang, is dat ganze Schipp dreuch. „Dree Deel“, röppt de Dübel. „Wat?“ seggt de Schipper, „wat hebb ik di heeten? Du schullst de Leesiet leddig pumpen un dat Luwoder int Schipp loten: du heft so all dat Luwoder mit utpumpt!“ De Dübel teuft, bit dat Schipp wedder half vull Woder lopen is un fangt wedder 'n Pumpen an, ober he ward dor wedder nix mit: he kriegt wedder dat ganze Schipp dreuch, ober Lum vull loten un Lee leddig goten treeg he wedder ne flor. De Sweet leep em den Puctel hindol, he spee Für un Flammen, ober dat hülp em nix, as dat Schipp wedder vull schölt wür, güng em dat wedder so. He geef't ober noch ne no: jümmer spring he wedder no de Pump hin. Bit sövte Mol fleug de Klock twölf, to hul de Dübel, so hart as he kunn, smeet den Pumpensteel dol un suft dör't Grotseil dör un is weg. De Schipper seh woll dat tweide Seil, ober he freit sich doch bannig, wat he den Dübel los wür.

Draggen = Anker, gläunig = glühend, Klüs = Kettenloch im Steben, Leesiet = die dem Winde abgekehrte Schiffsseite, Luwsiet = die dem Winde zugekehrte Schiffsseite.

Niederdeutsch in der Schule.*

Von G. F. Meyer, Kiel.

„Ihr könnt mir etwas Plattdeutsches aufschreiben!“ hatte ein Lehrer zu seinen Schülern gesagt (3. Klasse der Knaben-Mittelschule in Kiel-Gaarden), als sie ihn kurz vor den Ferien nach dem neuen Aufsatzthema fragten. Der 13 jährige Otto Lill lieferte folgendes „Märchen“:

Dat Rätsel.

Dor weer mol en König, de harr en Dochter, dat weer de schönste Diern vun de ganze Welt. Jeden Dag kömen Prinzen un Fürsten, de se as Fru hem wulln.

Awer de Königsdochter weer en falsche Diern, se hüll de Prinzen un Fürsten vernarn un geef se en Rätsel op, dat heet: Wo is en Land, wo de Königsdochter so heet wi den ersten Paster sin Fru?

In dor sä'n de Prinzen un Fürsten er Nam'n. Denn sä se: Dat is falsch! un de dat secht harr, wör ophängt.

De Königsdochter het dat awer selost ni oplösen kunn.

Dor köm dor of mol en groten Laps vun Burjung in de Königsstadt.

As he an den Schloßgorn vörbiköm, güng de Königsdochter grad spazegern, un do ward em so (snatsch) to Mod.

He löpt no de Dör. Dor stünn' awer twee Suldaten mit sun Dinger, wo fe een' mit opspießen kunn'.

* Vgl. „Mitt. a. d. Quickborn“ II 44.

He wull fort's rinlopen, aver de höll'n er Spießdingers hin un wulln em ni rinlaten.

Do hau he den een' de Ogen dick un klau em dat Dings vun Spieß weg un smeet dat Ding mit all sin Forsch den annern int Hart.

Denn löp he fort's in den Gorn un sä: Lewe Diern, it mag di so gern liben, wiß du min Fru warnn?

Awer irst muß du mi en Rätsel lösen!

Gewiß, sä he, dat will it maten!

Dor sä se em dat Rätsel.

Ja, sä he, dat glöövst du doch wull sülvst ni, dat dat so en Diern gifft?

Ne, sä se, du hefst dat Rätsel löst, it bin de Königsdochter!

Un do weer he en König un het mit beid' Been „Hurra“ schreen. —

Der Knabe versichert, Wiffers „Wat Grotmoder vertellst“ vorher nicht gelesen zu haben. Er spricht mit seinen Eltern nur Hochdeutsch. Plattdeutsch hat er auf der Straße gelernt, und sein „Märchen“ ist immerhin ein Zeichen, daß selbst in einer Stadt wie Kiel, wo infolge des rapiden Wachstums eine wenig bodenständige Bevölkerung sich findet, das Niederdeutsche auch noch in der Jugend festen Boden hat.

Ich habe das Märchen — abgesehen von ganz geringen orthographischen Änderungen — genau nach der Niederschrift des Knaben wiedergegeben. „Mit beid' Been „Hurra“ schrien“ bedeutet in der Sprache der Kieler Jungs: auf dem Kopf stehen und mit den Hacken zusammenschlagen.

Reuter-Ausstellung und Reuter-Museum.

Von Conrad Borchling.

Sonntag, den 20. November hat die von Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz veranstaltete Reuter-Ausstellung endgültig ihre Pforten geschlossen. Es erhebt sich nun die Frage, in welcher Form und in welchem Umfange die von Professor Gaedertz mit wahren Bienenfleiß und unermüdlicher Ausdauer zusammengebrachte Sammlung von Reuter-Erinnerungen auch für eine kürzere oder längere Zukunft noch beieinander erhalten werden könnte. Gaedertz' Endziel ist offenbar die Schaffung eines großen, umfassenden Reuter-Museums, in dem die Reliquien des Eisenacher Reuterhauses, die im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrten Originalmanuskripte der Reuterschen Werke, dazu alle in sonstigen Sammlungen oder im Privatbesitz befindlichen Reutererinnerungen als Depot vereinigt werden sollten. Inzwischen ist aber, wie es scheint, geplant, die Berliner Reuter-Ausstellung zunächst einmal erst als Wanderausstellung in mehrere andere große deutsche, besonders niederdeutsche Städte übersiedeln zu lassen; wenigstens deutet Professor Goltzer in seiner Rede auf Fritz Reuter bei der Reuter-Feier der Rostocker Universität (S. 23) an, daß die Ausstellung auf diese Weise voraussichtlich auch nach Rostock kommen werde. Rostock als geistige Hauptstadt von Land Meckelnborg hat natürlich ein gutes Anrecht darauf; die kommerzielle Hauptstadt von Meckelnborg ist aber doch bekanntlich Hamburg; so dürfen wir hoffen, daß die Reuter-Ausstellung recht bald auch zu uns kommen möge, an gutem Erfolge wird es ihr hier am Vororte Niederdeutschlands sicherlich nicht fehlen.

Freilich sei eins nicht verschwiegen: die Ausstellung, so wie sie sich in den letzten Tagen dem Besucher präsentierte, muß zuvor noch einer gründlichen Revision unterzogen werden. Von den mehr als 10000 Nummern, auf die Gaedertz kurzer „Erzählender Führer“ die ausgestellten Gegenstände einschätzte, kann getrost ein volles Drittel fortfallen. Es ist zu viel des Guten! Gaedertz hat den Kreis der aufzunehmenden „Reliquien“ viel zu weit gespannt, es war wirklich nicht nötig, alle die Landschaftsbilder, Porträts und Gebrauchsgegenstände einzubeziehen, die mit Reuters eigener Persönlichkeit so herzlich wenig zu tun haben, wie etwa die Bilder aus Italien und dem Orient, die Reuters

„Reis nach Konstantinopel“ illustrieren sollen. Auch von den überaus fleißig gesammelten Originalakten würden wir eine ganze Anzahl gar nicht weiter vermissen. Und nun die vielen „Reliquien“, die nur eine recht entfernte Beziehung zu Reuter selbst haben: die reichgestickte seidene Weste, die Anno 1792 Frau Blümchen ihrem lieben Moses zur Hochzeit gearbeitet hatte, oder der Spitzentragen der Frau Amtshauptmann Weber oder der bunt bemalte Fensterladen der Schult'schen Bäckerei in Nigenbramborg, hinter dem Mutter Schulzsch gefessen und Kringel verkauft hat. Das hat doch alles bloßen Kuriositätswert und könnte auch auf dem Hamburger Dom gezeigt werden. Allen Ernstes aber glaubte man sich im Panoptikum, wenn man vor der im Original herbeigeschafften Tür von Reuters Zelle in der Hausvogtei eine (übrigens wohl-gelungene) Nachbildung des Schloepfeschens Ankel Bräsig in Wachs modelliert erblickte, wie er daftet und „wunnerwartt sich(!), weshalb hierhinter einft „ein Bewisser“ gefessen hat“. Man mußte erst den Erzählenden Führer (S. 9) zu Hilfe nehmen, um die Situation ganz zu erfassen. Mir fielen dabei immer die verschiedenen komischen Gruppen auf der alten Rüstkammer oben im Emden Rathaus ein, wo man in einige der schönsten Rüstungen ganz unmögliche Wachsfiguren hineingesteckt hatte, die nun als „feindliche Brüder“ oder unter ähnlichem Vorwande grausam aufeinander loshackten, sobald der alte Rüstmeister die Strippe zog. Eine wissenschaftliche Neuordnung der Emden Sammlung hat vor einigen Jahren mit all diesem schönen alten Zauber aufgeräumt. So mußte auch die Berliner Reuter-Ausstellung, wenn sie wirklich als Wanderausstellung zu uns und anderswohin käme, zuvor einmal gründlich von allem Überflüssigen gesäubert werden. Sie hat diesen Flitterkrum aber auch gar nicht nötig: durch all den Ballast, durch den sich der Beschauer hindurchzuarbeiten hatte, leuchtete doch der ganz vortreffliche Kern der Ausstellung auch so noch hell genug hindurch. Wie wird er es erst tun, wenn er von den Schlacken gereinigt ist! Schon jetzt mußte jeder Freund Fritz Reuters und seiner Dichtungen mit aufrichtiger Freude und lebhaftem Danke gegen den Veranstalter aus der Ausstellung scheiden, denn noch nie zuvor war es möglich ein so farbenreiches, abgerundetes Bild der äußeren Lebensbedingungen zu sehen, wie sie unser Dichter umgaben. Aber auch in das Innere des Dichters warfen diese Schätze manches unerwartete Licht, das uns seine dichterischen Werke trotz allem nicht zu geben vermögen. Erst bei dem Durchwandern der Berliner Reuter-Ausstellung ist es mir klar geworden, wie stark doch in Fritz Reuter der Maler neben dem Dichter gewesen ist. Man muß alle diese zahlreichen Porträts nebeneinander sehen, um den scharfen Realisten in seiner Vielseitigkeit würdigen zu können. Noch in der Treptower Zeit war für Reuter die Porträtmalerei auf Bestellung ein ebenso wichtiges Mittel, um die Bedürfnisse des täglichen Daseins zu bestreiten, wie die Läusehdichtung; das sieht man gerade an der Massenhaftigkeit seiner malerischen Produktion in diesen Jahren. Als sich dann Reuter nach dem ersten stärkeren Erfolge seiner Dichtungen ganz auf die literarische Produktion wirft, macht zwar seine Mal-kunst den gewaltigen Aufschwung des Dichters Reuter nicht mit, aber gerade in seinen besten Dichtungen legt doch die plastische Herausarbeitung der Hauptgestalten immer wieder Zeugnis ab auch für das Malerauge des Dichters. —

Die Idee eines Reuter-Museums ist nicht neu. Die Ansätze dazu besitzt ja bereits die Stadt Eisenach in der Villa Reuters, in der die Einrichtung des Reuter'schen Hauses und manche andere Erinnerungen an Fritz und Luise Reuter pietätvoll aufbewahrt werden. Vieles davon war jetzt nach Berlin geschickt worden und zierte die Ausstellung. Aber das Eisenacher Reuter-Museum ist räumlich sehr beschränkt, es muß seine Räume mit dem Richard Wagner-Museum teilen, und an einen systematischen Ausbau der Sammlung ist bisher niemals gedacht worden. Außerdem befinden sich, wie schon oben gesagt, die Originalhandschriften der Reuter'schen Werke meist im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar, wo sie mit Manuskripten von Klaus Groth, Hebbel und Storm die Niederdeutsche Abteilung bilden. Zu Reuters 100. Geburtstag hat nun, laut Zeitungsmeldungen, der Eisenacher Gemeinderat den wichtigen Beschluß gefaßt: „Sobald sich die Möglichkeit bietet, durch Aufbringung weiterer Mittel eine Errennung des Wagner-Museums vom Reuter-Museum durchzuführen, soll ein

Kapital von 28000 Mark für diesen Zweck von der Stadt Eisenach beige-steuert werden.“ Die Stadt Eisenach ist danach also jetzt bereit, bei einer Selbstständig-machung und beim Ausbau des Eisenacher Reuter-Museums mitzuwirken. Der 7. November dieses Jahres hat auch sonst viel dazu beigetragen, den Gedanken des Reutermuseums wieder in Fluß zu bringen: man erinnerte sich wieder des kleinen lokalen Reutermuseums in Neubrandenburg; auf der Feste Combière bei Graubenz wurde Reuters Kafematte für einen ähnlichen Zweck frei gemacht. Am nachdrücklichsten hat sich aber Professor Gaedertz für die Schaffung eines Reuter-Nationalmuseums eingesetzt. In seiner Berliner Ausstellung hat er in jeder Form für diesen Plan gearbeitet und Beiträge eingesammelt, und in den Tageszeitungen ist er zum 7. November mit einem längeren Aufrufe hervor-getreten, in dem er um weitere „Bausteine“ für das Museum wirbt. Gaedertz hat mit allen seinen Bemühungen nicht den rechten Erfolg gehabt. Das liegt hauptsächlich daran, daß er nicht klar genug mit seinen Absichten heraustritt. Wir hören nur, daß dies neue Reuter-Nationalmuseum erst noch zu gründen sei, folglich kann es nicht mit dem schon vorhandenen Eisenacher Museum identisch sein. Wohin soll es dann aber kommen? Et va gar nach Berlin? Fast scheint es nach den Worten des Gaedertz'schen Aufrufs so. Das würden wir nur auf das entschiedenste bedauern, denn ein Reuter-Museum gehört entweder nach Eisenach, das nun doch einmal eng mit Reuters Leben verknüpft gewesen ist und bereits die Anfänge des Reuter-Museums besitzt, sonst aber in das Niederdeutsche Land, am liebsten nach Rostock, nicht in die kosmopolitische Reichshauptstadt. Ferner: was soll denn in dies neue Museum zunächst über-führt werden? Nach Gaedertz' eigenen Worten in seinem gereimten Mahnruf an die Besucher der Ausstellung eben die ausgestellten Gegenstände selbst. Aber davon ist doch das Meiste in festem Besitze und nicht ohne weiteres für das neue Museum zu haben! Traut sich Gaedertz da so viel Werbekraft zu? und welchen Lohn beansprucht er für diese Bemühungen? Kurz und gut, überall treten einem ungelöste Fragen entgegen. Die Folge davon ist, daß selbst der in Berlin sitzende Allgemeine Plattdeutsche Verband sich noch in der Nummer seines „Erboms“ vom 1. Dezember 1910 dem Gaedertz'schen Projekte abwartend, wenn nicht ablehnend, gegenüberstellt. Nur auf einer Seite hat Gaedertz bisher lauten, ja etwas lärmenden Beifall gefunden, nämlich beim Deutschen Bauernbunde. Dieser wirtschaftspolitische Verband, der überhaupt den Namen Fritz Reuters viel zu weitgehend für seine besonderen Ziele in Anspruch nimmt, vertreibt durch seine Geschäftsstelle Reuter-Subläumsmarken und hat selbst eine „Fritz Reuter-Spende zur Errichtung eines Reuter-National-Museums“ angeregt (vgl. seine Zeitschrift „Deutscher Bauernbund“ vom 5. No-vember 1910). Im Komitee, das über die Verwendung der eingegangenen Gelder Beschluß fassen soll, sitzt auch Professor Gaedertz! Allein die „Bau-steine“ kommen auch hier bis jetzt nur mäßig ein. Uns will diese Verquickung des Gedankens eines Reutermuseums mit den Zielen einer bestimmten, noch dazu wenig bedeutsamen Partei recht unglücklich erscheinen. Fritz Reuter ist heute der Dichter des gesamten Deutschen Volkes, gerade das hat sein 100. Geburtstag klar erwiesen; so muß auch das so überaus wünschenswerte Reuter-Museum von der Zustimmung und den Spenden des gesamten Deutsch-lands getragen sein.

Ein Brief aus Siebenbürgen.

Aus Hermannstadt, dem Mittelpunkt des Siebenbürger Deutschtums erhielten wir durch einen Zeitungsbericht Kunde, daß auch dort Reuter eine Gemeinde hat. Auf die ihm übersandte Notiz in unsern „Mitteilungen“ schrieb Herr Prof. Arz, einer der eifrigsten Verehrer des Humoristen uns einen Brief, der auch Mitteilungen enthält über das zähe Festhalten der seit dem 12. und 13. Jahrhundert in Siebenbürgen ansässigen, aus dem moselfränkisch-luxemburgischen Gebiet stammenden „Sachsen“ am Deutschtum. Wir lassen den Brief hier folgen:

Hermannstadt, 28. Okt. 1910.

Löblicher Vorstand!
Hochgeehrte Herren!

Indem ich Ihnen für die gütige Zusendung des Reuterheftes Ihrer „Mitteilungen“ meinen besten Dank sage, kann ich es nicht unterlassen, meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß Sie von meinen Reuter-Vorlesungen überhaupt Kunde erhalten haben.

Doch nicht dies allein will ich Ihnen sagen, vielmehr will ich Ihnen auch berichten, daß wir von unserm Gymnasium aus, beziehungsweise von der literarischen Gruppe des Coetus unserer Obergymnasialen aus zum 100. Geburtstag meines Lieblingsdichters eine eigentliche Reuter-Feier veranstalten, bei welcher Schüler und 2 Professoren, einer meiner Kollegen, der eine Biographie Reuters bringen wird, und ich selbst mit dem Vorlesen besonders schöner Stücke aus Reuters Dichtungen mitwirken werden. Meine Reutervorlesungen, die ich allwöchentlich vor einem aus ungefähr 200 Personen bestehenden schönen Publikum, in welchem zu meiner großen Freude auch die männliche und weibliche Jugend gut vertreten ist, abhalte, sind gewissermaßen nur Begleitererscheinungen.

Denn sie sind eigentlich nur eine Fortführung einer schon im vorigen Jahre von mir eingeführten Einrichtung. Ich habe nämlich im vorigen Winter „De Reis nah Konstantinopel“ mit dem schönsten Erfolg vorgelesen, und es ist mir schon damals gelungen, dem Dichter zu seinen vielen alten Verehrern noch manchen neuen hinzu zu erwerben. Und nun könnte, was dies betrifft, eigentlich nur der Umstand als eine Auszeichnung des Jubeljahrs angesehen werden, daß ich diesmal Reuters weitaus herrlichstes Werk, seine „Stromtid“ meinen Hörern und Hörerinnen oder besser Zuhörern . . . vorführe.

Seit etwa 40 Jahren mit Reuters wunderbaren Schöpfungen bekannt, ja vertraut, habe ich es immer gewissermaßen als meine Aufgabe angesehen, sie auch unter uns immer mehr und mehr bekannt zu machen. Und so habe ich denn vor allem in meiner Familie, dann aber auch in vielen anderen Kreisen, namentlich auch in Schülertreisen, und zwar in diesen besonders auch bei Gelegenheit von Ausflügen, gar viel aus Reuter vorgelesen und mich immer wieder an der großen Wirkung dieser prächtigen Schöpfungen von ganzem Herzen gefreut. Und es war mir eine wahre Herzensfreude, als ich einmal las, daß Prof. Gurlitt gerade Reuter an die erste Stelle unter denjenigen Dichtern setzt, die man der Jugend ans Herz legen müsse, um sie vor der Freude an der sogenannten Schundliteratur zu bewahren. Damit hatte mein Vorgehen so zu sagen eine gewichtige Gutheißung gefunden.

Vielleicht interessiert es Sie zu hören, daß Reuter hier bei uns unter anderen auch durch seinen Geringeren als Emil Pallaske bekannt gemacht worden ist, der durch meine Vermittlung im Herbst des Jahres 1874 unsere größeren sächsischen Städte, darunter auch meine liebe Vaterstadt Hermannstadt durch seine wunderbaren Rezitationen zu erfreuen und zu begeistern wußte. Und wenn er dann mit einem der großen Dramen, die er mit wahrer Meisterschaft vorzutragen pflegte, fertig war, dann brachte er und zwar in der ausgesprochenen Absicht, Reuter bei uns einzubürgern, Einzelnes aus dessen Werken vor.

Als Zeichen dafür, wie früh schon Reuter bei uns geschätzt wurde, mag Ihnen der Brief vom 26. X. 1871 gelten, mit dem Reuter dem damaligen st. theol. et phil., unsern jetzigen Bischof, Dr. Fris Deutsch für ein Huldigungsschreiben gedankt hat, das dieser ihm in seinem Namen und zugleich in demjenigen eines ganzen Kreises von Verehrerinnen von Reuters Muse zugeschickt hatte.

Wenn Sie sich vielleicht wundern sollten, meine Herren, daß wir hier im fernen Osten Reuters Werken so viel Verständnis und so viel Liebe entgegenbringen — ich möchte Sie einmal an einem Leseabend hier haben, damit Sie sehen könnten, mit welcher warmen ungetünstelten Teilnahme, ja Begeisterung, meine zahlreichen Zuhörer meiner Vorlesung folgen —, so kann ich vermuthungsweise als Erklärung dieser Erscheinung aussprechen, daß wir uns auch im Besitz eines Dialektes befinden, des sogenannten sächsischen, und daß wir wohl infolgedessen Dialektgedichten mit mehr Verständnis entgegennehmen, als andere Deutsche, die keinen Dialekt neben ihrer Schriftsprache sprechen. Zudem hat

unser Dialekt sowohl was den Wortschatz als auch die Wortbildung betrifft mancherlei Ähnlichkeit mit dem Plattdeutschen. Wir haben z. B. in vielen Fällen die zweite Lautverschiebung auch nicht mitgemacht und sagen z. B. wat, dat, et, usw. Und so verstehen wir Reuters Dichtungen wesentlich leichter als manche anderen. Ich speziell habe mich noch des besonderen Vorteils zu erfreuen, daß ich während meiner vierjährigen deutschländischen Studienzeit von Berlin aus längere Zeit als Gast auf der Insel Rügen gelebt habe, wo ich so zu sagen ausschließlich nur plattdeutsch habe reden hören.

Und nun bitte lassen Sie mich noch meine Freude darüber aussprechen, daß bei Ihnen, wie ich aus Ihren „Mitteilungen“ ersehe, zielbewußt für Ihre niederdeutsche Sprache und Literatur gearbeitet wird. Ein Beweis dafür ist ja schon das Bestehen und Gedeihen Ihrer eigenen Vereinigung. Freilich darf man sich am Ende gar nicht so sehr darüber freuen, weil man vielleicht hinter dieser Erscheinung die Gefahr für den Fortbestand Ihres Dialektes fürchten muß. Ja, soeben denke ich daran, daß Sie selbst in Ihrem Bericht vom „sprachlichen Heimatschutz“ reden, dem der „Quickborn“ in treuer Arbeit gedient habe. — Und so hat man am Ende gar Ursache darüber zu klagen, daß solche Vereinigungen überhaupt notwendig sind . . . Auch bei uns steht leider der Dialekt nicht mehr ganz so in Ehren, wie früher, und es gibt — auf dem Lande natürlich nicht — wohl aber in den Städten auch schon solche sächsische Familien, in denen nicht mehr sächsisch gesprochen wird. Und doch hat für uns Siebenbürger Sachsen der Dialekt eine gar große nationale Bedeutung. — Wir evangelischen Sachsen besitzen an unserem sächsischen Dialekt, der uns das Bewußtsein einer — wenn auch recht kleinen — Kulturgemeinschaft gibt, ein mächtiges Schutzmittel gegen Verführungen zum Abfall von unserm deutschen Volkstum, das wir über alles schätzen. In diesem Punkt sind wir den in Ungarn lebenden katholischen Deutschen entschieden „über“. Und wenn einmal, etwa einer blöden Mode zu Liebe, das Sächsische aus unsern Städten verdrängt sein sollte, dann wäre der Zusammenhang zwischen Stadt und Land und damit wohl gar auch unser Bestand gefährdet. Das wolle Gott verhüten.

Bevor ich endlich meinen übermäßig lang gewordenen Brief schließe, will ich Ihnen nur noch ein Seitenstück zu dem in der Sprachecke Ihrer „Mitteilungen“ besprochenen Fall der Entstehung eines Straßennamens mitteilen.

Als Hermannstadt noch rein sächsisch war und die Gassenamen wohl noch ausschließlich in sächsischer Form gebraucht wurden, hieß eine Gasse Zwiergass = Zwerch = d. h. Quergass, weil sie tatsächlich quer über zwei andere größere Gassen gelegt ist . . . Als die hochdeutsche Form der Gassenamen aufkam, hieß man diese Gasse Quergasse, was anfänglich nicht gut verstanden und auf „Gewehrgasse“ umgedeutet wurde, was auch zur Entstehung des ungarischen Namens dieser Gasse „fegyverutca“ (was eben Gewehrgasse heißt) Anlaß gegeben hat. Und lange Zeit sprach man von einer großen und kleinen Gewehrgasse, die letztere ist eine Seitengasse der ersteren und natürlich nicht auch eine Quergasse, was das Mißverständnis wohl noch gesteigert haben mag. Seitdem endlich die kleine Gewehrgasse einen anderen Namen erhalten hat, ist die Quergasse zu ihrem Recht gekommen, aber im Ungarischen heißt sie doch noch immer „fegyverutca.“

Mit nochmaligem bestem Dank und mit dem Ausdruck aufrichtiger Hochachtung
Ihr ergebener

Franz Arz,
Gymnasialprofessor.

Sprachecke.

Futen. In seinem sietländischen Roman „Nahberstinner“ führt G. Stille das Wort futen an, das er mit mogeln übersetzt. Ich bemerke dazu, daß wir auf Finkenwärdler ein Wort fuggeln, fuggern haben, das vertauschen, verwechseln bedeutet. „Fuggel, fuggel, in teen Hand?“ (ich wechsle, wechsle: in welcher Hand habe ich das bewußte?) Auch Fuggeltram im Sinne von Verwechslung ist noch

gebräuchlich. Ich habe mir sagen lassen, daß dieses (im Hochdeutschen schon verschollene) Wort fuggern auf die Fugger von Augsburg zurückgeht, und hörte gern einen Gelehrten darüber.

Gorch Fock, Hamburg.

Zur Entstehung eines Straßennamens. In der Sprachecke der Mitteilungen aus dem Quickborn, Jahrg. 4, Nr. 1, S. 15, bringen Sie eine sehr ansehbare Mitteilung Klaus Großs über die Faulstraße in Kiel. Gestatten Sie mir, die Sache richtig zu stellen. Diese Straße, deren Anlegung ohne Zweifel in die Zeit der Gründung Kiels, also um 1240 fällt, hat von jeher, sicher schon 1320 ihren Ekelnamen. Von diesem Jahre an ist sie zahllos oft in amtlichen Stadtbüchern bezeugt, sie heißt platea immunda (auch platea immundorum) bis mindestens 1471. 1476 finde ich zuerst die deutsche Bezeichnung Vulstrate. Sie kommt dann sehr oft vor in der Form vulstrate, vullstrate, vulestrate, vuellstrate, vuellstrate, vulllesstrate, Fulstrate. 1632 finde ich sie im Kieler Schoßregister halbhochdeutsch, nämlich Vullstraße, dann Vullstraße, Vuellstraße bis 1684. Das Schoßbuch von 1694 hat zuerst die ganz hochdeutsche Form Faulstraße. Dabei ist es bis heute geblieben. Immundus ist schmutzig, unsauber, ist also eine richtige Uebersetzung von mnd. vül.

Mit den „Klugen Hochdeutschen“ ist es also nichts und auch der „kleine Kiel“ hat niemals Pool geheißt. Ihren Ekelnamen hat die Straße sicher vollauf verdient, weil in ihrer unmittelbaren Nähe von jeher der Straßenunrat abgeladen wurde (vgl. Rodenberg, in Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Heft 12 Seite 9 Anmerkung).

Stadtdrivar Dr. Franz Gundlach, Kiel.



Von Reuters 100. Geburtstag. Die Reuterfeier gehört der Vergangenheit an und es kann festgestellt werden: es war eine wichtige und erhebende Feier, an der die ganze deutsche Nation beteiligt war. Die Aufzählung aller Einzelheiten würde wenig Nutzen bringen, aber die hauptsächlichsten Äußerungen der Festfreude sollen hier verzeichnet werden. Der Grundstein zum Denkmal in Stavenhagen wurde gelegt. Vollzogen oder beschlossen wurde die Aufstellung von Reuter-Denksteinen in Barmstedt, Lehe, Rostock und Uetersen. In Ödmitz wurde eine Denktafel enthüllt. Das niederländische Reutercomitee stiftete eine Denkmünze; eine andere, von Prof. Wandschneider entworfen, wurde in Berlin geprägt. Es wurden Reuterlinden und -eichen gepflanzt, Straßen und Plätze auf den Namen des Dichters getauft. Schulfeiern, Bücherverteilungen, Theateraufführungen zu Ehren Reuters fanden statt. Seiner gedachten Zeitschriften und Zeitungen — zum Teil in Sonderausgaben oder -beilagen — in einer Flut von Festartikeln und in Gedichten. (Kluger Leute haben festgestellt, daß die Artikel ebenso wie die Festreden wenig Neues gebracht, daß sie sich manchmal gegenseitig arg widersprochen hätten. Was macht's? Der Hundertjährige wird das kleine Ungemach so gut überleben wie die zum Teil sehr schlechten Gedichte, mit denen man ihm und den Seinen eine Festfreude bereiten wollte.) Feiern fanden statt „soweit die deutsche Zunge klingt“. Überall trat man zusammen zu dem Bekenntnis: Reuter ist unser und soll unser bleiben. Den Dutschen (nicht nur den Niederdeutschen!) in fernen Ländern war in jenen Tagen Reuters Name ein Symbol ihres Deutschtums.

Möge denn die Sonne der Reuter-Festtage noch lange leuchten und wärmen!
P. W.

Die Reuterlinde. Der „Lokalanzeiger für Friedrichsfelde“ schreibt:

Zum Gedächtnis des hundertsten Geburtstages von Fritz Reuter werden die Schulfeiern in vielen Orten Mecklenburgs einen sinnigen Abschluß finden: es soll in der Nähe des Schulhauses oder an einem anderen beziehungsreichen Orte eine Reuterlinde gepflanzt werden. So mancher Stadtvater, der diesem Beschlusse zustimmte, wird wohl aus der Not eine Tugend gemacht haben. Wäre der Stadtsäckel nur größer und inhaltsreicher (dachte er sich wohl), dann könnte man doch ein „richtiges“ Denkmal hinsetzen. Sie mögen sich trösten,

die guten Stadtväter, die etwa solches gedacht haben sollen. Ein Denkmal von Stein und Erz mag gut sein für die Toten — denn Stein und Erz sind ja auch tot und wären die Bildnisse noch so „sprechend ähnlich“. Selbst das beste Denkmal kann doch nur „wie lebendig“ sein. Für einen Dichter aber, dessen Werk lebt, ja, je länger sein Schöpfer tot ist, immer noch lebendiger wird, und mit seinem lebendigen Odem immer neues Leben regt, für einen solchen Dichter ist die Pflanzung, die Pflege eines Erinnerungsbaumes das abgestimmteste Denkmal. Der Baum ist nicht etwa das Sinnbild des Lebens nur. Nein, er ist selbst Leben, ist ein großer Teil der schöpferischen Natur. Wir wissen nicht, welche Kräfte es sind, die aus manchen Menschen Dichter machen und aus manchen Dichtern die wirklichen Belebter schmachtender Seelen. Aber für jeden, der sich den Menschen immer nur in der Einordnung ins Weltall denken kann, für jeden, der den Menschen nur als ein einzelnes Glied der belebten Welt begreift, ist der Segen einer Linde nur wenig anders als der Segen eines Dichters. Ähnliche Kräfte und ähnliche Gaben wirken in beiden. Sie wollen mit ihrem Dufte erfreuen, sie wollen in ihren Schatten locken, damit der Arbeit anregende Ruhe folge, damit der Mut für den Alltag sich verjünge und fülle an den Freuden einer behaglichen Geselligkeit. Was heute die Kneipe, der raucherfüllte Versammlungsraum ist, das war einst bei den deutschen Vorfahren die Linde. Hier war der Mittelpunkt des Dorfes, der geistige Mittelpunkt, von dem die Erlabung der schlichten Seelen kam. Wirklich: ein artigeres Denkmal für einen sinnigen Dichter, in dem die Liebe zu schlichter Ahnenart durch keine Großstadtkultur abgelenkt wurde, als die Linde, läßt sich nicht gut denken. Sie wachse, blühe, gedeihe!

Niederdeutsch in Hamburg. In einer Reuter-Matinee des Deutschen Schauspielhauses zu Hamburg erging sich dessen Leiter, Dr. Hagemann, in pessimistischen Betrachtungen über die niederdeutsche Sprache. Er meinte unter anderem: „Unsere Kinder kennen schon die Sprache nicht mehr, die doch eigentlich ihre Muttersprache ist.“ Und Dr. Marx Möller hielt es für nötig, in seinem in einer Hamburger Wochenschrift veröffentlichten Reuter-Festartikel einige Zitate aus „Rein Hüfing“ ins Hochdeutsche zu übersetzen „aus Rücksicht auf die Leser, denen das Platt Schwierigkeiten macht.“ Möller, der also den Hamburgern zutraut, sie könnten Reuter nicht mehr in seiner Sprache verstehen, hat desto mehr Zutrauen zu den Plattdeutsch-Amerikanern. Er sagt in seinem Aufsatz: „Wer in Newyork z. B. als Kaufmann oder Kontorist im Hafen oder auf dem Speicher schaffen will, der muß dort Platt können; kommt er aus Bayern oder Sachsen, so muß er's dort eben einfach lernen; besonders in gewissen Branchen, wie z. B. der Baumwollindustrie, herrscht dort das Platt unumschränkt.“ Beide Herren scheinen in langjähriger Abwesenheit von der Heimat — Hagemann ist Harburger, Möller (in Berlin lebend) Hamburger — mit Bezug auf das Niederdeutsche zu Pessimisten geworden zu sein. Aber beide mögen sich beruhigen: In Hamburg lernen die Kinder (sogar solche von hochdeutschen Eltern) noch immer ihr Plattdeutsch auf der Straße und um Plattdeutsch auf Speichern und im Hafen zu hören, braucht man nicht über den großen Reich zu gehen. Es wurde schon bei früherer Gelegenheit (III. Jahrg. S. 57) darauf hingewiesen, daß bei Hafenbeamten Wert gelegt wird auf ihre Kenntnis des Plattdeutschen und daß Hochdeutsche und Ausländer Plattdeutsch lernen müssen, wenn sie in Hamburger Fabriken Arbeit nehmen. Und man braucht durchaus kein Optimist zu sein, wenn man behauptet: So wird's noch eine gute Weile bleiben.

Lesen wir einmal was Wilhelm Poock, dem Optimismus in dieser Hinsicht gleichfalls fernliegt, im „Kunstwart“ schreibt:

„Undenkbar aber ist diese Blüte (des niederdeutschen Schrifttums) ohne die geheimnisvoll treibenden Kräfte des Urgrundes der plattdeutschen Volkssprache, die neben den hochdeutschen Bildungselementen in den zurzeit schaffenden plattdeutschen Dichtern lebendig ist, vielleicht sogar lebendiger als die Sprache Luthers. Und wieviel mehr muß sie noch im Volke leben, aus dem diese Poeten kommen. Man braucht nur, wie ich's im vorigen Jahre jeden Tag tat, irgendwo in einer Sommerfrische Schleswig-Volsteins die spielenden Kinder zu hören, die im Ferienübermute wie die Spazier dorfauf und dorfab lärmten — Gott sei Dank, die sprechen noch genau so, wie ihren Alten der Schnabel gewachsen war. Und

wenn die ältere Generation unter sich ist, bei allen Angelegenheiten, wo das Gemüt, nicht der Verstand das Wort führt, da spricht sie plattdeutsch. Belaucht einmal niederdeutsche Leute bei ihren ehelichen Auseinandersetzungen, plattdeutsche Bauern auf der Regelbahn, plattdeutsches Jungvolf beim Tanz, plattdeutsche Fischfrauen auf dem Markt, plattdeutsche Ewerführer, Schauerleute und Droschkentufcher, wenn sie sich unterhalten, vor allem aber, wenn sie schimpfen: welch eine Fülle des Genußes für den, der sein Ohr für die Kraft, die Wärme, die Anschaulichkeit, den Bilderreichtum, die sprachschöpferische Fülle, den Rhythmus, die Klangfarbe, mit einem Worte: für den Quickborn einer urwüchsigen Sprache aufnahmefähig erhalten hat! Daß das Plattdeutsche auch heute noch sehr kräftig lebt, und zwar so, wie es eine wirkliche Sprache muß, nämlich im Volksmunde, daß sie zunächst noch nicht daran denkt, ihr Testament zu machen; daß sie an sprachbildender Kraft und Plastik das Hochdeutsche auch heute noch übertrifft, für den Kundigen steht das fest.“ P. W.

Erhaltung und Zukunft des Niederdeutschen. Die Zukunft der plattdeutschen Sprache behandelt Wilhelm Poock im ersten Novemberheft des „Kunstwarts“. Poock weist darauf hin, daß im Gegensatz zu den allzu pessimistischen Prophezeiungen die Tatsache stehe, daß die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Groths „Quickborn“ einsetzende bedeutame Literatur in den letzten Jahren unzweifelhaft zu einer zweiten Blüte erwacht sei. „Ein weiteres Zeichen ist das Wachstum der plattdeutschen Vereine, unter denen vor allem die in Hamburg gegründete Vereinigung „Quickborn“ durch die Anzahl ihrer Mitglieder und den Wert ihrer Publikationen und öffentlichen Veranstaltungen hervorrage.“ Poock empfiehlt die Berücksichtigung des Niederdeutschen im Schulunterricht und weist überzeugend auf den formalen Bildungswert unserer guten plattdeutschen Literaturerzeugnisse und auf ihren umfangreichen Bildungstoff hin. Es kommt Poock darauf an, zweierlei darzutun: „daß der plattdeutsche Literaturunterricht in der Schule den hochdeutschen Unterricht mindestens nicht schädigen würde, und daß die Kinder, mit ihren Eltern, amtlich von dem Wert und der Bedeutung ihrer Muttersprache überzeugt würden. Denn dann erst glaubt es das Volk.“ Weitere Ausführungen aus der umfangreichen und gründlichen Arbeit wiederzugeben, müssen wir uns leider versagen. Wir empfehlen aber dringend die Lektüre des Aufsazes. — Poock streift übrigens auch in seinem Reuterartikel (Nationalzeitung, 8. November) die neuplattdeutsche Bewegung, „deren bewußter Beginn etwa mit dem Jahr 1900 anzusehen sein mag.“

Die Erhaltung des Plattdeutschen war kürzlich auch der Gegenstand von Erörterungen in den „Vaterstädtischen Blättern“ der „Hamburger Nachrichten“. Es wurde die Gründung einer plattdeutschen Zeitung vorgeschlagen, der der Einsender „bei richtiger Organisation einen enormen Erfolg“ weisagte. Allein das Deutschtum im Auslande würde sie erhalten und den Herausgebern „Berge von Geld“ einbringen. Von anderer Seite wurde die Tagespresse gebeten, sich der niederdeutschen Literatur ernsthaft anzunehmen und auch plattdeutsche Feuilletons zu bringen, z. B. kleine Erzählungen von Joh. Hinr. Fehrs, Gorch Fock, Iven Kruse, Fritz Lau, Wilhelm Poock, G. Stille, Augustin Wibbelt u. a. m. Ferner wurde den Niederdeutschen ans Herz gelegt, auch die Bücher ihrer Dichter zu kaufen und endlich wurde einer einheitlichen Schreibweise das Wort geredet.

Etwa gleichzeitig fand in demselben Blatt eine Auseinandersetzung über den „Sprechunterricht in der Schule“ statt, der den ziemlich klaren Beweis brachte, daß man in Hamburg wenig Neigung zeigt, sich die „Bühnensprache“ aufdrängen zu lassen. Ähnlich sind übrigens auch Besprechungen desselben Themas im „Hamburger Fremdenblatt“, in „Hannoverland“ und „Niedersachsen“ verlaufen.

Poocks Kunstwartartikel hat (außerhalb Hamburgs) ebenfalls zu Erörterungen in der Tagespresse geführt. Es handelte sich dabei namentlich um das Niederdeutsche im Dienste der Kirche.

Es ist erfreulich, aus all diesen Debatten zu sehen, daß das Publikum an sprachlichen Fragen endlich wieder regeren Anteil nimmt.

Als nachahmenswert sei erwähnt, daß das dem Hamburger Volksheim die-

nende „Barmbecker Monatsblatt“ in seiner Dezembernummer unsern kleinen Hinweis auf „Niederdeutsche Weihnachtsbücher“ abgedruckt und eine Bücherliste hinzugefügt hat, die, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, hauptsächlich das niederdeutsche Schrifttum Hamburgs, Holsteins, Mecklenburgs und Nordhannovers verzeichnete. Die üblichen Läusebücher waren in der Liste nicht enthalten.

Seit Dezember 1910 erscheint im Verlag der Kommanditgesellschaft Bröckers Söhne in Hamburg die Zeitschrift „Der Hamburger“, die sich auch des Niederdeutschen nachdrücklich annehmen will. Schon aus diesem Grunde ist ihr ein voller Erfolg zu wünschen. Herausgeber und Redakteur ist der Schriftsteller Paul Bröcker, dessen „Heimatbuch“ in diesen Blättern mehrfach zitiert wurde.

P. W.

Niederdeutsche Handschrift der Apokalypse. Bei den Inventarisierungsarbeiten für die deutsche Kommission der Berliner Akademie der Wissenschaften ist Prof. Bömer auf niederdeutsche, einem Codex des 14. Jahrhunderts entstammende Bruchstücke der Apokalypse gestoßen, welche die Universitätsbibliothek zu Münster in ihrer Sammlung von Handschriftenblättern bewahrt. Gut erhalten ist das Pergamentdoppelblatt einer Lage mit kräftiger großer Buchschrift aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ bespricht K. Christ diesen neuen Fund, der einen willkommenen Zuwachs darstellt zu dem vorhandenen dürftigen handschriftlichen Material, das besonders gegen das Ende des Gedichtes, dieses Denkmals niederdeutscher Dichtung, durch eine größtenteils trümmerhafte Überlieferung sprachlich und textlich vielfach entstellt ist. Die Sprache der Bruchstücke weist nach den Westen des niederdeutschen Sprachgebietes. Von mitteldeutschen Einflüssen, die der ganzen niederdeutschen Überlieferung der Apokalypse eigentümlich sind, ist auch sie nicht frei.

Beleidigte und belobigte Dichter. Herr Aug. Seemann schreibt uns: „Tau Ehrn Artikel „Beleidigte und belobigte Dichter“ (Jahrg. 4, S. 13) mücht ik seggen, dat ik nich to dei irste Ort mit tautauellen bün as Sei annähmen. Ik fühl mi dörch dei Kritik von „Vierblatt“ nich in'n geringsten beleidigt. Ik acht un ihr ihrliche Kritik un freu mi jedet Mal äwer ein Quickborn-Hest, wenn Sei dor unsen Altmeister Grothen sin Fohr widerackern un dei nigen plattdütschen Bäcker scharp tau Liw gahn, denn ik lei' uck dei meisten dorvon nu weit, dat dei mihrsten gornich mal ein irnsthaftig Kritik taulauten un von vörnherin unnern Disch fallen mühten. Man ik ward mi doch min Suut wehrn: ik ward' doch mit minen Kritiker ümspringen können as hei mit mi. Ik heff Sei vergangen Johr för 'n „Quickborn“ einen Artikel tauschiedt, in den ik min Meinung äwer „Hohdütsch denken – Plattdütsch schriben“ dallegt heff. Sei hemm'n em nich upnahmen. Dat is Ehr Recht; äwerst min is uck, dat ik poor Kliben dor ruterplücken dau un drucken lat. Eigentümlich is blot, dat nu bi Sei inträden deit, wat Sei von mi meinen. Wurtau dat? Wurtüm smiten Sei nu dei Flint int Kurn un willn nich wider kritisieren odder kritisieren laten? Ein ihrlich frisch un fröhlich Gegenstand is doch dat Beste in't Leben.“

Wir geben der Zuschrift hiermit Raum, bemerken aber, daß wir unsere Stellung zu den „Hänn'n“ nicht ändern können. Daß wir die darin gegen einen unserer Mitarbeiter gerichteten Verse im letzten Hefte abgedruckt haben, wird Herrn Seemann ja gezeigt haben, daß wir uns weder verkrüchen, noch etwa seine Bücher jest totschweigen wollen. Ein weiteres Entgegenkommen darf er für jenes Buch nicht erwarten. Seine „Kliben“ gingen denn doch gar zu weit über das hinaus, was man als eine „fachliche Entgegnung“ auf die Bemängelung seines Platts allenfalls erwarten konnte. Gegen derartige Angriffe müssen und werden wir unsere Mitarbeiter in Schutz nehmen.

P. W.

Englisch-Plattdeutsch an der Wasserkante. Die im letzten Hefte (S. 22) veröffentlichte Aufzeichnung hat die Kunde durch die Presse gemacht. Mehreren Zeitungen sind aus dem Leserkreise weitere Beiträge zugewandt worden, von denen wir hier zwei folgen lassen. Aus der Kölnischen Zeitung:

Einem englischen Kapitän, der mit seinem Dampfer seit vielen Jahren regelmäßig den Hafen von Hamburg anläuft, passiert es, daß ihm dort ein Kap-

ferner Kessel schadhafft wird. Er läßt den Kupferschmied kommen, um mit ihm wegen der Ausbesserung Rücksprache zu nehmen. Der biedere Meister erscheint prompt an Bord und hält, nachdem er sich den Schaden besehen hat, dem Kapitän folgenden Vortrag über den Fall: „Well, you see, captain, the bottom is quite kaput, you know. The side is of all en beten swack. Flicken that's nix Genaues. I think, captain, it's the best, I take the whole Kram mit na Sus, un make you en ganzen neen.“

Aus den Nachrichten für Stadt und Land, Oldenburg:

Es sei bemerkt, daß die englischen Sprachbrocken auch an der Unterweser vielfach Eingang gefunden haben. Als Beleg dazu mag folgende kleine Geschichte dienen: Bei einem Wirte in einer kleineren Ortschaft, dessen Originalität unter anderem auch darin bestand, einen Gast gelegentlich gehörig übers Ohr zu hauen, sprach ein der deutschen Sprache unfundiger englischer Steuermann vor und zeigte auf einen Schoppen Bier, der ihm denn auch gebracht wurde. Er trank sodann ein zweites und drittes Glas. Darauf erhob er sich und legte zur Begleichung seiner Zechen ein englisches Shillingstück auf den Tisch. Mit den Worten „All right“ steckte es der Wirt in die Westentasche. „All right?“ fragte der Engländer. — „Yes Sir!“ war die Antwort. Kopfschüttelnd ob der hohen Bierpreise in Deutschland zog der Fremde von dannen. Als die Gäste dem Wirte über sein ungebührliches Benehmen Vorwürfe machten, meinte der Wackere ganz trocken: „Wenn Si engelsch praten müßen, denn leten Si jo dat of betalen. De Kerl kummt mi nich wedder!“

Kleine Aufzeichnungen. Der plattdeutsch-amerikanische Schriftsteller Wilhelm Fricke ist am 16. Oktober 1910 in Newyork gestorben.

Die schöne Absicht des Kieler Verschönerungsvereins, der Stadt Kiel durch einen Zuschuß von 25 000 Mark endlich zu einem Groth-Denkmal zu verhelfen, ist zunächst an dem Widerstand des Kuratoriums des Anstaltshauses, auf dessen (früher Klaus Groth gehörenden) Boden das Denkmal stehen sollte, gescheitert. Begründung: Das Denkmal im Garten des jetzigen Gensafungsheims „Quickborn“ würde dessen Insassen Luft und Licht rauben! — Jetzt soll ein Platz am Kleinen Kiel für das Denkmal in Frage kommen. Ob nicht der Klaus-Groth-Platz (früher Schwanenweg) an dem Groths Haus lag, viel geeigneter wäre?

Bereinsarbeit und Vereinsvergnügen. Der vor einem Jahr gegründete „Plattdütsche Vereen“ in Bremen hat zwei neue Gruppen geschaffen, eine Abteilung für plattdeutsche Literatur, bestehend aus Hans Lerbs, Dr. W. Heymann, Dr. Seedorf, Oberlehrer Dr. Vonhoff und Schriftsteller Georg Drosche; ferner eine Gesangsgruppe, gemischten Chor, zur Pflege des plattdeutschen Liedes. Endlich wurde ein Entschluß gefaßt, daß der „Plattdütsche Vereen“ sich mit der Lehrerschaft in Verbindung setzen solle, um der Senatskommission für das Unterrichtsweisen in einer Eingabe bestimmte Vorschläge zu machen.

Was ein „echt plattdütsch Vergnügen“ ist, geht aus einem im „Eckborn“ veröffentlichten Bericht hervor, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen: „Eenen grotorigen Utflug hett nüllich de Plattdütsch Vereen for Warnemünn un Umgegend maht. So an 60—70 Personen führten mit den Damper Anna nah Oldendörp. In Oldendörp würr toirst Kaffe tak't. As de Kaffe, Stuten, un Kringel verpußt wiren, wir en Spaziergang in't holt maht, von wegen de Verdauung nah de gode Mahltit. Nahsten müüsten de Gören to Strid' lopen un kregen dorför Vananen. As de Frugenslüd' dit sehn deden, de Vananen nämlich, dunn wullen se partu of lopen. Se löpen, kregen ehr Vananen un wiren tofreden. Dat Ringspill um Gewinne mahte heel vel Spaß, æwerhaupt wenn eener 100 — binah kregen hadd. As dat Schummern würr, güng' dat Danzen los. En echt plattdütsch Vergnügen wir't, dat hett jedereen seggt, de dat mitmaht hett.“



Reuter in den Theatern. Wer die Theateranzeigen der norddeutschen, ja selbst der mittel- und süddeutschen Blätter um die Zeit des 7. November anjah, der konnte fast zu dem Schluß kommen, Reuter sei kein Erzähler, sondern ein viel gespielter Dramatiker. „Franzoesentid“ und „Bräsig“ überall. Daß bei Reuter-Dramatisierungen künstlerisch nicht viel herauskommt, war vergessen. Kommt doch für die Theaterkasse etwas dabei heraus! Der Theaterkassierer blieb wieder einmal Sieger.

Auch in den Hamburg-Altonaer Theatern war das so. Soweit sie nicht der Oper, der Operette, der „Pariser Pitanterie“ ergeben sind, standen sie alle im Zeichen des Mecklenburgers. „Inspektor Bräsig“ stand auf dem Spielplan des Phaltheaters, des Altonaer Stadttheaters, des Volkstheaters Barmbeck-Wandsbek und des Schillertheaters. Das Ernst-Druckerttheater, dem die plattdeutsche Volksposse „Riefe vom Zippelhaus“ von Bischoff und Mielck seit Monaten volle Häuser macht, hatte diesem Zugstück den Einakter „Fritz Reuters 50. Geburtstag“ von Ottilie Eckermann vorangestellt. Bis in den Dezember hinein aber hatte Reuter eine Stätte gefunden im Deutschen Schauspielhaus.

Zum ersten Male nahm dies seit 10 Jahren bestehende Theater sich eines plattdeutschen Dichters an! Baron Berger ist seit Jahresfrist in seine Wiener Heimat zurückgekehrt; der neue Leiter, Dr. Hagemann, ist von Geburt Niederdeutscher. So möchten wir denn die Liebe, die er Reuter zuteil werden ließ, als ein Zeugnis dafür auffassen dürfen, daß er auch beabsichtigt, die heimlichen Talente zu fördern, auch die zu fördern, die in ihrer niederdeutschen Heimatsprache schreiben.

Dr. Hagemann begnügte sich nicht mit einer Reuteraufführung. Sonntag, den 6. November gab es eine (ebenfalls später wiederholte) Reuter-Matinee. Hagemann selbst hielt einen einleitenden Vortrag. Dann öffnete sich der Vorhang und gestattete einen Blick in die ehemalige Neubrandenburger Stammkneipe des Dichters. Ein biederer Bürgersmann liest seinen Genossen aus Reuter vor. Alles hört nipp zu: nicht nur die Runde am runden Tisch, auch der Wirt und die Wirtin und die Gäste an den Nebentischen. Alles Gespräch verstummt. Der Politiker legt seine Zeitung beiseite. Die später Kommenden lassen sich gleichfalls von Frizens Werken bannen, hören zu oder lesen selbst vor. — Auch das Theaterpublikum lauschte den Herren Köhl (Sawermann am Sarge seiner Frau), Brahm (Hanne Rüte's Abschied von Vater und Mutter), v. Dollen (Läuschen und Kimmel), darunter das von den Rezitatoren viel zu wenig beachtete „De Kirschbom“) und Alex Otto (Dat Rangdewoh in'n Watergraben) mit Vergnügen und spendete lebhaften Beifall.

Zahlreiche Abendaufführungen brachte „Ut de Franzoesentid“ in der Wolfschen Bearbeitung, in der einige wirkungsvolle Episoden recht geschickt aneinandergereiht sind. Alle Beteiligten waren mit Lust und Liebe bei der Sache. Ein fröhliches, rundes Zusammenspiel war die Folge. Wenn ich nur Frau Sachmann-Zipser (Mamsell Westphalen) und die Herren Otto (Möller Hoff), Brahm (Möllerknecht Friedrich), Andresen (Herse), Kreidemann (ein schon in der Masse unübertrefflicher Droz), Liesfeld (Sahlmann) besonders nenne, statt den ganzen Theaterzettel abzuschreiben, so hat der Platzmangel Schuld! Es muß aber hervorgehoben werden, daß die Träger der plattdeutschen Rollen nicht etwa sich selbst die Zungen und den Zuhörern die Ohren verrenkten, sondern ein Plattdeutsch sprachen, wie man es bei einem darauf nicht eingespielten Ensemble wirklich nicht erwarten konnte.

Hoffentlich läßt das Deutsche Schauspielhaus diese vorzüglichen plattdeutschen Kräfte nicht ungenutzt. Der Erfolg der Franzoesentid verpflichtet es geradezu, die plattdeutsche Sprache nicht wieder in der Versenkung verschwinden zu lassen. So sehen wir denn mit froher Hoffnung weiteren niederdeutschen Aufführungen entgegen. Dem Schauspielhaus winken schöne Aufgaben in „Mudder News“ und dem „Dütschen Michel“, den es schon zu Bergers

(und Stavenhagens) Zeiten „beinahe“ aufgeführt hätte, aber fallen ließ aus vermeintlichem Mangel an plattdeutsch sprechenden Kräften. Auch auf die Hamburgischen Einakter Peter Werths sei hingewiesen, die ihre „Feuerprobe“ im Stadttheater so glücklich bestanden haben. Wie könnte wohl dem sich entwickelnden niederdeutschen Drama besser gedient werden, als dadurch, daß sich das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg seiner annähme? Paul Wriede.

Volksvorstellungen in Hamburg. Senat und Bürgerschaft haben der Patriotischen Gesellschaft für die Jahre 1911–1913 eine Beihilfe von jährlich 20000 Mark für die Veranstaltung von Aufführungen dramatischer Meisterwerke für die minderbemittelte Bevölkerung bewilligt. Als vor drei Jahren solche Beihilfe bewilligt wurde, hat der Vorstand des „Quickborn“ die Patriotische Gesellschaft um Berücksichtigung wenigstens eines Stavenhagensen Stückes gebeten. In der Bürgerschaftssitzung vom 4. Januar ist auch Herr Curt Platen für diesen bisher unerfüllten Wunsch eingetreten.

Wanderbühnen. Zwei Wanderbühnen sind in letzter Zeit mit niederdeutschen Stücken unterwegs gewesen. Der Regisseur Walkotte besuchte mecklenburgische Städte und führte hauptsächlich „Mudder News“ und „Anneken vom Mönchgut“ auf. Der Besuch der Vorstellungen soll durchweg ziemlich unbefriedigend gewesen sein. Aber die Leistungen der Truppe gehen die Meinungen auseinander. — Der Oberregisseur Wolf vom Schweriner Hoftheater hat ebenfalls in Mecklenburg an mehreren Orten seine Franzosentid-Bearbeitung aufgeführt mit einer zum Teil aus Dilettanten bestehenden Gesellschaft.

Für die niederdeutsche Bühne ist von Wanderbühnen kaum ein Heil zu erwarten. Anders liegt die Sache, wenn eine ständige Bühne mit solchen plattdeutschen Stücken auf die Reise geht, mit denen sie an ihrem Wohnsitz erfolgreich gewesen ist. Der daheim erworbene Ruf wird ihr vorausseilen und ihr auch auswärts gut besuchte Häuser sichern. So sind vor 30 Jahren die auswärtigen Erfolge Carl Schulzes, so auch vor wenigen Jahren die des Altonaer Schillertheaters zustande gekommen. — Der gute Wille tut's leider nicht allein. Die Sache muß auch zweckmäßig angefaßt werden. P. W.



Bücherbesprechungen



Fritz Reuter. Gedentbuch zum 100. Geburtstage des Dichters. Herausgegeben vom Allgemeinen Plattdeutschen Verbands E. B., Wismar 1910, Hinstorffsche Buchhandlung.

Es ist bei anderer Gelegenheit an dieser Stelle gesagt worden, daß Bücher, die uns nicht zur Besprechung vorgelegt wurden, in der Regel nicht das volle Vertrauen ihrer Verleger besäßen. Der Herausgeber des Reuter-Gedentbuches hat es nicht für richtig gehalten, uns das Buch einzusenden. Ein Mißtrauen gegen das Werk kann hier aber unmöglich der Grund sein, denn es handelt sich um ein gutes Buch, das wir aus voller Überzeugung empfehlen können.

Prof. Dr. E. Borchling verbreitet sich in einer weitausgehenden Studie über „Fritz Reuters literar-historische Bedeutung“, führt den Leser dabei durch die Geschichte des Niederdeutschen in den letzten Jahrhunderten und bringt bedeutungsvolle Untersuchungen über den poetischen Stil Reuters. — Prof. Dr. E. Maciel beschäftigt sich sehr ausführlich mit der plattdeutschen Sprache, mit dem mecklenburger Platt und ganz besonders mit „Fritz Reuters Sprache“. — „Der Humor bei Fritz Reuter“ wird durch Dr. Augustin Wibbelt sachverständig gewürdigt. — In seinem Aufsatz „Fritz Reuter als Politiker und Patriot“ zeigt Prof. Dr. E. Brandes wie „aus dem burschenschaftlichen Stürmer und Dränger und dem kleinstaatlichen Mecklenburger ein ganzdeutscher Patriot mit einem warmen Herzen für Preußens führende Macht“ erwuchs. — Dr. Rich. Dohse führt „Reuter als Erzieher“ vor. — Paul Warnke, der auch mit zwei Gedichten vertreten ist, spricht über „Fritz Reuter und die bildende Kunst“. — Erinnerungen an Reuters Treptower Zeit erzählen Carl Otto, Geheimrat Schröder und Hedwig Krüger, geb. Schröder. Ein Brief Reuters an Helmuth Schröder schließt sich diesen Erinnerungen an. Prof.

Dr. Seelmann steuert eine „Reuter-Bibliographie“ bei. Sie verzeichnet R's Beiträge für Werke anderer, ältere und neuere Ausgaben von R's Werken, illustrierte Ausgaben und Illustrationen, hochdeutsche Bearbeitungen, Briefausgaben, Bücher und Aufsätze über Fritz Reuter und über seine Sprache. Unter den Aufsätzen vermischen wir die hübsche Würdigung Reuters von Fr. Düfel, erschienen in den „Kulturfragen“ und im „Quickborn“. Da dürfte doch eher jener Aufsatz fehlen, den Seelmann aufgenommen, aber selbst als „belanglos“ bezeichnet hat. Da S. Aufsätze aus Tagesblättern ausgeschloffen hat, so fehlt in dem Verzeichnis auch die Auseinandersetzung zwischen H. Krumm und C. F. Müller in den Hamburger Nachrichten.

Ein Altersbildnis Reuters (von Prof. Ehrenberg) dient dem Buch als besondere Zierde. Das Titelblatt hätte geschmackvoller ausfallen dürfen.

Paul Wriede.

Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrgang 1910. XXXVI. Leipzig und Norden, Dieder. Holtaus Verlag.

Das niederdeutsche Jahrbuch wird „grundsätzlich“ nicht zur Besprechung verschickt. Reiche Zuwendungen überheben den herausgebenden Verein für niederdeutsche Sprachforschung der Mühe, seinen Publikationen eine weitere Verbreitung zu sichern. Im Interesse der Sache ist es aber zu bedauern, daß nicht versucht wird, den Büchern eine weitere Verbreitung zu geben und das für sie aufgewendete Geld wieder flüssig und von neuem fruchtbar zu machen. Wenigstens sollte man auch die Heimatzeitschriften veranlassen, die Bücher zu besprechen.

Das 36. Jahrbuch enthält in erster Linie Reuterstudien von Prof. Dr. W. Seelmann. Der erste Aufsatz beschäftigt sich mit der Figur des Pomuchelstopp. Als dessen Urbild hat Raaz den Gutsbesitzer Lembcke angegeben. Seelmann weist darauf hin, daß als eigentliches Vorbild ein Gutsbesitzer in Brinckman's „Gerold von Bollblut“ angesehen werden muß, und daß Reuter dem Lembcke und seiner Frau „nur einige wenige Züge für das Charakterbild Pomuchelstopp's und seines Häunings entlehnt“ habe. Dessenungeachtet macht uns Seelmann so eingehend wie möglich mit den Lebensschicksalen der Lembckes bekannt. Er verrät sogar, wo das Grab der Frau Lembcke auf dem Doberaner Kirchhofe zu finden ist: „das siebente links vom Hauptwege in der fünften Grabreihe, vom Kirchhofstor an gerechnet.“ Und auch die Inschrift des Grabsteins wird uns nicht vorenthalten.

Mit gleichem Fleiß behandelt S. die Landtagszenen der „Stromtid“, den Stavenhagener Reformverein, Onkel Bräsig u. a. m. Als Belegstücke druckt er Akten ab und sogar mecklenburgische Einwohnerlisten von 1819, in denen die richtigen Namen, Adressen und Familienverhältnisse von vielen, manchmal recht nebenfächlichen, Reuterschen „Urbildern“ verzeichnet sind.

Angemischte Freude werden diese Studien wohl nur dem bereiten, der selbst Reuterphilologe ist. Der schlichte Reutersverehrer aber wird sich oft erinnert fühlen an das Mißgeschick des „Kerls, der spekuliert“ — „und ringsumher — nämlich in Reuters Werken! — liegt schöne grüne Weide“.

Den weiteren Inhalt des Bandes bilden Fortsetzungen der von H. Deiter gesammelten wertvollen niederdeutschen Gedichte aus den hannoversch-braunschweigischen Landen und der Wehrhahn'schen Aufzeichnungen von Sprichwörtern und Redensarten aus Lippe. Ihnen schließen sich Arbeiten von N. Otto Heiners, Joh. Volte, M. Schneiderwirth, R. Bloch, J. Rehmcke und zwei Buchanzeigen an. Dem Buche sind drei Bilder beigegeben: Geheimrat Reifferscheid und — Herr und Frau Gutsbesitzer Lembcke.

Paul Wriede.

Fritz Reuter als Naturfreund. Zum 100. Geburtstag des Dichters (7. Novbr. 1910) von Rudolf Hermann. Leipzig 1910, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. Geh. 60 Pf.

Der Autor macht es sich zur Aufgabe, in einer ausführlichen Studie eine Seite von Reuters Wesen, seine Liebe zur Natur, von allen Seiten zu beleuchten, und hat diesen Voratz mit großem Fleiß durchgeführt. Aus des Dichters Werken selbst und aus Prof. Gaeders' Schriften hat er alles herausgesucht, was in dieser Beziehung irgend in Betracht kommt. Ich glaube kaum, daß da eine Nachlese noch Neues zu Tage fördern würde. Ob freilich das Ergebnis

die Arbeit lohnt, ist eine andere Frage. Wer Reuters Schöpfungen kennt, wer sich über den guten und großherzigen Menschen Reuter unterrichtet hat, dem sagt Rudolf Hermann nichts Neues — aber auch gar nichts Neues. Und warum diese allbekannte Wesensart Reuters durch so viele Beispiele belegen, warum jeden Vogel, jedes Vieh, jeden Baum und jede Blume einzeln anführen und unter die Lupe nehmen? Weniger wäre in diesem Falle entschieden mehr gewesen.

Der Verlag hat das Buch in würdiger und ansprechender Weise ausgestattet.

Carl Holm.

Gefahr im Verzuge! Von Dr. R. Dohse. (Von deutscher Sprache und Art, 2. Band.) Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung, 1911. 66 S. Geb. Mt. 2.50, in 3 Heften je 60 Pf.

Wie aus dem Inhalt des Heftchens hervorgeht, befindet sich sein dem „Quickborn“ nicht angehörender, aber dem „Allgemeinen Plattdeutschen Verband“ nahestehender Verfasser fast vollständig in Übereinstimmung mit den in diesen Blättern von jeher vertretenen Tendenzen. Bietet das Büchlein insofern unsern Lesern nicht viel neues, so ist es ihnen dennoch recht sehr zur Lektüre zu empfehlen, weil die Bestrebungen zur Erhaltung der niederdeutschen Sprache noch nie so kurz und so ausführlich und erschöpfend zugleich zusammengefaßt und beleuchtet worden sind.

Im ersten Teil „Ein Wort zur Erhaltung des Plattdeutschen“ geht Dohse auf die Zurückdrängung der plattdeutschen Sprache ein. Die Bestrebungen, ihr durch eine allgemeine plattdeutsche Schriftsprache zu helfen, erscheinen ihm „eher als verderblich, denn als wünschenswert“. Aber die Erhaltung des Plattdeutschen ist ihm „eine große Sache, an der nicht nur das niederdeutsche Volk in seiner Gesamtheit, sondern jeder Einzelne für sich interessiert sein mußte“.

„Der heutige Stand der niederdeutschen Dichtung“ ist das Thema des zweiten Teils. Dohse berichtet mit großer Ausführlichkeit über die neuere plattdeutsche Dichtung. Selbst die Neuesten fehlen nicht. Paul Zoder wird angeführt, der mit einem plattdeutschen (ungedruckten) Stück bisher nur im Quickborn zu Worte gekommen ist, und der junge Arenhövel, dessen Manuskript „Lotte Hillers“ nur einigen Hamburger Literaturfreunden vorgelegen hat und in diesen Blättern gelegentlich erwähnt wurde. Hinr. Wriede wird genannt, Gorch Fock wird gar als Dramatiker vorausgeahnt! Sehr erfreulich ist es, daß Dohse kernige Worte findet gegen das Überhandnehmen von Dilettantenbüchern „mit abgedroschenen Phrasen, oder was noch schlimmer ist, mit Späßen und schlecht gereimten Fogen. Scherzgedichten übelster Sorte“.

Den dritten Teil „Moderne Bestrebungen zur Pflege der niederdeutschen Sprache und Literatur“ wollen wir etwas ausführlicher skizzieren.

Dohse schildert die Entwicklung der Vereins- und Verbandsidee, den „Allgemeinen Plattdeutschen Verband“, der, nach Dohse, „im idealen Sinne für die Erhaltung der Muttersprache und ihrer Literatur eintritt und stets für das arg bedrängte Plattdeutsch ‚auf Wache und Posten‘ steht“.

Der Gefahr „völliger Versimpelung und Verflachung“ gewisser Verbandsvereine steht Dohse keineswegs mit geschlossenen Augen gegenüber. „Durch gute Vorbilder namentlich, durch Programmaustausch, durch Anleitungen, Vereinsabende und Feste würdig und gehaltvoll zu gestalten, und andere Hinweise rein praktischer Art ist daher allein etwas zu erreichen. Das ist daher auch eine der schwierigsten, aber auch schönsten Aufgaben des Verbandes und seiner Zeitschrift.“ Fast dasselbe haben wir in den „M. a. d. N.“ ausgeführt (II. Jahrgang, Seite 42). Hoffentlich findet jetzt Dohses Wort eine gute Statt.

Dohse bespricht dann die Heimatbünde, den Verein für niederdeutsche Sprachforschung mit seinen Tagungen und Jahrbüchern (die sonstigen Publikationen des V. f. n. Spr. werden in diesem Zusammenhange leider nicht erwähnt) und unsere Vereinigung „Quickborn“, die sich „in unermüdelichem Streben heute zu einer achtungsgebietenden Stellung unter all den Vereinigungen heraufgearbeitet, die die niederdeutsche Sprache und Literatur pflegen und hegen wollen.“ Erwähnt werden die Vortragsabende, die „praktische Unterstützung der verschiedensten niederdeutschen Bestrebungen“ und hervorgehoben die Aus-

grabung „Kasper Puffchenellers“. Die Mitt. a. d. D. stehen „auf erfreulicher Höhe“. — Die „sprachlichen Eigenwilligkeiten, um nicht zu sagen: Eigenmächtigkeiten“ der Nedderbüütsj Sellsjopp“ (der Setzer hat natürlich bei Dohse beide Male „sch“ statt „sh“ gesetzt) bringen den Verfasser wieder auf das heikle und vielumstrittene Gebiet der niederdeutschen Schreibweise und lassen ihn erinnern „an die verdienstvollen Bemühungen des Schulrats a. D. Prof. Dr. Stuhlmann, auf deren Grundlage man vielleicht am ehesten zu einem greifbaren Resultat gelangen wird.“

Nach einer Besprechung der Heimatzeitschriften stellt auch Dohse die Forderung an die norddeutsche Tagespresse, sie möchte „mehr und mehr der niederdeutschen Literatur ihre Spalten öffnen und plattdeutsche Feuilletons, ernste und sachkundige regelmässige Besprechungen guter plattdeutcher Literatur bringen.“ Danach: Heimatfeste, Sammlung niederdeutschen Sprach- und Literaturgutes, niederdeutsche Bibliotheken (Theobald, Börsmann, Greifswald usw.), Vorlesungen an Universitäten. Daß Dohse nicht weiß, daß die „niederdeutsche Professur in Hamburg“ schon im Sommer bewilligt und besetzt worden ist, kann man ihm nicht zur Last legen. Als unsere „Mitteilungen“ mit der bezüglichen Notiz erschienen, wurde sein Buch bereits gedruckt und von den früher erschienenen Heimatblättern hatte meines Wissens keins über diese wichtige Tatsache berichtet.

Weitere Abschnitte handeln vom Niederdeutsch in Kirche und Schule, von Übersetzungen ins Plattdeutsche, vom niederdeutschen Theater, von der Stavenhagengesellschaft u. a. m.

Man sieht schon aus diesen Andeutungen über den Inhalt, daß sich auch der den Bestrebungen Fernerstehende aus Dohses Arbeit aufs beste unterrichten kann.

Paul Wriede.

Volksmund. Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten in ihrer Anwendung. Von Karl Wagenfeld. Essen-Ruhr, Fredebeul & Roenen. 140 S. Geh. Mk. 1.20, geb. Mk. 1.60.

„Sprichwörter sind wie Schmetterlinge; einige werden gefangen, andere fliegen fort“ (S. 3). Freilich, die meisten fliegen fort und verkommen und vergehen; die wenigen aber, die gefangen werden, setzt man sorgsam einregistriert in den Glaskästen, wo sie nur noch den Sammler und Kenner in ihrer toten Pracht entzücken. Mit diesen Glaskästen möchte ich unsere zahlreichen Sprichwörteransammlungen vergleichen, die Forscherfleiß und Gelehrsamkeit zusammengetragen. In ihnen ist der Schatz uralter Spruchweisheit wohl aufbewahrt für alle Zeiten und harret der wissenschaftlichen Verarbeitung. Für die Öffentlichkeit aber ist er so gut wie tot. Denn wer hält es lange aus, die alphabetisch aneinandergereihten Sprichwörter zu lesen? Daher ist allen Sammlungen ein Leserkreis nie beschieden gewesen. Und doch verdient nichts mehr als die alte vollständige Spruchweisheit in ihrer Ursprünglichkeit und noch durchaus konkreten Ausdrucksweise nicht nur auf dem Papier erhalten, sondern unserem Volke wieder zugeführt und als „Schatzkästlein der Volksweisheit“ gehalten zu werden und ein lauterer Quell der Freude zu sein für viele. So mancher Tropfen frischen Blutes fließt in ihr, der dem Hochdeutschen zugute kommen könnte.

Das Münsterland hat in der Geschichte der Sprichwörteransammlungen von jeher eine führende Stellung innegehabt. In der Sammlung des Antonius Sunnicus besitzt es bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts die erste niederdeutsche. Jetzt leitet Karl Wagenfeld eine neue Epoche der Behandlung dieses kostbaren Schatzes ein. Er ist der erste, der den Versuch macht, uns die Spruchweisheit in ihrer Gesamtheit genießbar und für unseren Sprachschatz nutzbar zu machen, indem er sie zu kulturhistorischen Plaudereien verschmilzt und in ihrer Anwendung vor Augen führt. Nach fest umgrenzten Gesichtspunkten hat er sie gesammelt und verarbeitet, und kunstvoll in sich abgeschlossene Kulturbilder aus ihnen hervorgezaubert, wie: „Der menschliche Körper“, „Das Kind“, „Die Frau“, „Stand und Beruf des Mannes“, „Speise und Trank“, „Mensch und Tier“. — Nur wer selbst einmal diesen spröden Stoff angefaßt hat, wird Wagenfelds Leistung vollauf würdigen können, um so mehr, als ihm als Ziel die Benutzung alles vorhandenen Materials vorgeschwebt hat. Neben eigenen

Aufzeichnungen lieferte die in Fülle vorhandene Sprichwörterliteratur gute Ausbeute, worüber S. 5 Rechenschaft abgelegt wird. Nur ein Kenner des Landes der roten Erde, ein Wagenfeld, der wie wenige im westfälischen Volksleben wurzelt, dem außerdem noch die dichterische Kraft und das feine Verständnis für den oft verborgen liegenden Humor eignen mußte, konnte der Fülle Herr werden; vergeblich habe ich versucht, den Verfasser bei einer „Untererschlagung“ zu ertappen. Die Gründe, mit denen Wagenfeld das Ausschalten z. B. der Zitaten-Sprichwörter über den Bauer rechtfertigt, muß man gelten lassen. Wohlthuend berührt andererseits wieder die Energie, mit der er gegen jede Engherzigkeit und Prüderie Front macht. Wir müssen nun einmal mit zweierlei Maß messen und unter dem Gesichtswinkel der Zeit sehen können!

Am liebsten hätte ich ein Stückchen aus dem einen oder anderen Kapitel für das Büchlein reden lassen. Niemals hat man das Gefühl des Gezwungenen, alles wirkt wie aus einem Guß und zwanglos greift eines ins andere. Für besonders gut gelungen halte ich das Kapitel „Speise und Trank“, das eine Fundgrube westfälischer Kulturgeschichte ist. Dies gilt ganz besonders von der Betrachtung über Stand und Beruf des Mannes, in der einerseits die „Sandarbeit“ vorgeführt wird, andererseits die „Kopparbeit“ der Gelehrten, Beamten usw. durch die Hechel gezogen wird. Für die Denkart und Weltanschauung des Münsterländers ist dies Kapitel vielleicht das charakteristischste. — Diese Plaudereien bieten also jedem Niederdeutschen einen ungetrübten Genuß. Nicht nur für das Münsterland ist das Büchlein geschrieben. Ein jeder wird unter den Sprüchlein eine Menge von alten Bekannten antreffen und sich herzlich an ihnen freuen, wenn er das noch nicht verlernt hat, auch wenn sie in fremdem Gewande kommen. Die sprachlichen Schwierigkeiten, wenn sie in der gedruckten Sprache überhaupt nennenswert sind, schwinden nach „Überwindung“ der ersten Seiten. So kann man dem Büchlein einen guten Wunsch mit auf den Weg geben. Wenn es überhaupt eine Möglichkeit gibt, gefährdetes Sprachgut zu erhalten und von neuem unserer Sprache zuzuführen, so hat Wagenfeld sie hier geschaffen. Möge der „Volksmund“ für viele ein Horn lauterer Freude werden und die Liebe zu echtem, urwüchsigem Volkstum stärken und fördern!

Dr. G. Ruhlmann.

Rahberstinner von G. Stille. Glückstadt. Mag Hansens Verlag. 305 S. Broch. Mt. 4.—, geb. Mt. 5.—.

Ich habe zwei Geschichten in dieser einen Geschichte gefunden: den Roman zweier Nachbarskinder, bei dem ich nicht sonderlich warm geworden bin, denn der Herrmann hatte andres Blut in den Adern als ich und die Emma erinnerte mich zu sehr an Mädchenbücher, wie Anika, Goldelfe usw. — und die Geschichte einer Landschaft, die einen großen und starken Eindruck auf mich gemacht hat. Das Sietland, der niedere Teil des Landes Hadeln, zwischen der Oste und Rizebüttel, wird in diesem Buch lebendig und ersteht mit seinen Gräben und Wettern, seinen Feldern und Wischen, seinen Überschwemmungen und Erntezeiten, seinen Wurten und Höfen. Und mit seinen Menschen! Mit seinen Wirten und Krämern, seinen Bauern und Tagelöhnern, seinen Schustern und Schneidern, seinen Doktoren und Pastoren! Mit Hochzeiten und Beerdigungen und was dabei gesprochen und gegessen und getrunken worden ist! Spöntentiefer und Kostbitter wohnen Tür an Tür und von jedem Begebenis bekommt ganz Aufstehn Kunde. Schofter Smid rennt mit seinem Sprichwörterchatz das Dorf entlang und läßt das Schustern Handwerk sein. Und der große Kanal wird gegraben! Und der Tag von Gravelotte wirft seinen Hall über die Strohdächer! So geht es weiter, Blatt für Blatt, und ein Dichter führt uns! Mitunter werden es der Menschen fast zu viel, daß wir sie kaum noch unterscheiden können — aber dann zieht wohl ein heller Wintermorgen herauf oder eine warme Sommernacht breitet sich über das grüne Land und wir können alles überdenken. Es ist ein kraftvolles Buch, das Stille uns hier gegeben hat, klar und voll klingt seine niedersächsische Sprache, aufrecht, wahr, grundehrlich sind seine Gestalten, heimatlich stark, heimatlich echt und darum auch heimatlich nüchtern: — aber das Buch Stilles ist es noch nicht. Er hat die Hand voller Trümpe, wie ein Bauer, der kartet, aber er hat sie diesmal längst nicht alle ausgespielt. Bei solchen Karten genügt es nicht, daß man

gewinnt, wie Stille: da läßt sich Schneider, vielleicht sogar Schwarz ansagen! Was hätte sich nicht aus diesem Doktor Lohmann machen lassen, der immer „im Kran“ ist und zu dem die Bauern doch das feste Vertrauen haben, daß er alle Krankheiten kennt und sie zu heilen vermag, — wenn er nur durch schwarzen Kaffee nüchtern gemacht worden ist! Was für ein anderer Kerl wäre Krifchan Kopp geworden, wenn man ihm anmerken könnte, daß er einmal Grocer in Neuworf gewesen ist!

Lesen wir diese „Nahberstinner“ mit liebevoller Vertiefung in das Sietland und hoffen wir auf das Buch des Sietländers!

Er hat Vorhand!

Gorch Fock.

Als noch de Trantrüfel brenn'. Späßige Geschichten von Ludwig Frahm. Verlag von Paul Bendschneider, Hamburg. 80 S. Preis Mk. 1.—

Von Heimat ward upstunns veel schreben,
 Von Heimat-Kunn', -Leev, -Schuß und -Raß, —
 Ich möll hier noch ein Stück to geben:
 En lüttes Book vull Heimatspaß!

Diese Verse, die Ludwig Frahm einer Tochter des verstorbenen Dichters Johann Meyer in sein neues Büchlein schrieb, kennzeichnen die Gabe, die uns der Altsterpöet auf den Tisch legt, vortrefflich. Wenn man die kleinen Geschichten liest, wird einem so recht behaglich altmodisch zu Mute; das Surren der Propeller könt nicht in die stille Döns hinein, wo Ludwig Frahm sitzt und erzählt, — dafür vernehmen wir andere und, ich kann mir nicht helfen: noch erfreulichere Töne, — die des Gemütes und dann jenes Lachen, das dem Herzen so wohl tut. Frahm hat sich die ererbten kleinen Erzählungen zum eigenem Besitz gemacht, indem er ihnen bei aller Schonung des ursprünglichen Geistes eine literarische Gestalt gab. Milde und freundlich schaut er auch auf die Schwächen unserer Landsleute, und nur in einem Stück, der „Buernsprööt“, steigt ihm so etwas wie eine schließlich begreifliche Bitterkeit gegen bäuerliche Starrköpfigkeit auf. Im übrigen ist Frahm eine viel zu bodenechte Heimatnatur, als daß er nicht auf der Seite der von ihm so fein beobachteten und treu geschilderten Personen stände. Etliche von den 16 Schurren eignen sich gut zum Vorlesen. Ein Bildnis des uns allen längst wertten Verfassers gereicht dem Buche zur Zierde. Die hübsche und charakteristische Zeichnung auf dem Umschlage stammt von Frahm selbst her. Ottomar Enking, Dresden.

Dat Fomilientaschendaut und andere mecklenburgische Geschichten von Elisabeth Albrecht. Schwerin i. M. 1910, Verlag von Fr. Bahn. Mk. 2.—

Die bald plattdeutsch, bald hochdeutsch erzählten Geschichten Elisabeth Albrechts lesen sich nicht bloß gut und glatt, sondern haben oft auch einen tieferen Gehalt, der sie über das Mittelmaß beträchtlich hinaushebt. Einiges erinnert in Ton und Vortrag an Charlotte Niese, so das letzte Stück von „Des Sniders zweiter Heirat“; aber der gesunde und frische Realismus, mit dem die Dichterin alle Einzelheiten beobachtet hat und erzählt, ist ebenso mecklenburgisch-echt wie die prächtigen Geschichten der Holsteinerin aus ihrer Kinderzeit. Anderes hat einen sentimentalen Zug und ist mehr im Stil der Familienblätternovellen gehalten, z. B. die das Buch betitelnde Eingangserzählung. Höher steht „Um einen Daler“. Am bedeutendsten aber ist die ergreifende und psychologisch nahezu meisterhaft entwickelte Geschichte „Im Schneesturm“. — Wir können das Buch angelegentlich empfehlen und hoffen der Verfasserin bald wieder zu begegnen.

Dr. Ernst Brandes, Deutsch-Krone.

Up sassisch Ger. Ut de nedderdüütsche Lyrik von uns Daag, rutgewen von John Eimers. In'n Updragg von de „Nedderdüütsch Sellshopp“ in Hammorg. Verlegt bi Eugen Diederichs, Jena 1910.

Der Band neuniederdeutscher Lyrik, mit dem die „Nedderdüütsch Sellshopp“ in Hamburg zum ersten Mal vor eine größere Öffentlichkeit tritt, ist vom Verleger, dem für niederdeutsche Literatur sehr interessierten Eugen Diederichs, aufs beste ausgestattet worden: das feste Papier, der weitläufige Druck und die kräftige, klare Type werden auch manch vermöhnten Geschmack befriedigen. Weniger kann ich mich mit der doppelseitigen Titelzeichnung Ernst Schneiders einverstanden erklären. Zu viel ist in diese engen, von breitem stilisiertem

Blüten- und Blattwerk umrahmten Flächen hineingepreßt, um hier die charakteristischen Momente der niedersächsischen Landschaft, dort die der Stadt zum Ausdruck zu bringen. Der Künstler bedient sich dabei einer gemollt-altertümlichen Perspektive und zerstört so die Einheitlichkeit des Bildes nur noch mehr. Dem Bilde zur Linken gibt wenigstens das behäbig daliegende Sachsenhaus noch einen festen Ruhepunkt; wo der Künstler aber städtische Architektur zeichnen will, löst sich ihm alles in langweilige geometrische Konstruktion auf. Das tritt am kräftesten auf der Zeichnung des äußeren Umschlages hervor, wo deutlich Hamburger Motive verwertet sind. Fassaden, Giebel, Masten, Lauwerk, ja sogar der schlanke Turm von St. Kathrinen sind in dies starre lineare Schema hineingezwängt worden, und nur der scheinbar recht unmotiviert davor auf dem schwärzlichen Wasser des Fleets schwimmende Blumenkorb bringt etwas Leben in diese Steifheit.

Dieser Blumenkorb soll aber offenbar die vorliegende Anthologie versinnbildlichen, und ihre engere Verbindung mit Hamburg beruht nicht nur darauf, daß die „Nedderdüütsch Sellshopp“ in Hamburg als Herausgeberin zeichnet. Auch in der Auswahl der aufgenommenen Gedichte tritt Hamburg und seine niederdeutschen Dichter beherrschend in den Vordergrund: von den 127 Gedichten, die der Band enthält, gehören nicht weniger als 59, also fast die Hälfte, den 13 aus Hamburg stammenden oder hier wohnhaften Dichtern an. Der Löwenanteil fällt dabei den beiden energischsten Vorkämpfern der „Nedderdüütsch Sellshopp“ Robert Garbe mit 19 und Thomas Westerich mit 11 Gedichten zu. Ludwig Hinrichsen hat 5 Nummern beigeuert, Ernst Schütte, Hermann Claudius, Wilh. Carstens je 3. Der „Nedderdüütsch Sellshopp“ stehen von den aufgenommenen Hamburgern ferner wohl nur Adolf Stuhlmann mit 6 und Gustav Falke mit 3 Gedichten. Es ist das gute Recht der „Nedderdüütsch Sellshopp“, in einer von ihr herausgegebenen Anthologie in erster Linie ihre eigenen Mitglieder zu Worte kommen zu lassen. Nur hätte dann der Herausgeber in seinem Vorworte S. XI nicht die unbescheidene Behauptung aufstellen dürfen: „Dorbi sünd de enkelten Lyrikers, dei mi jüm er Gedichten äwerlaten hewwt, in'n allgemäinen ganz von sülmst in'n Matutwis von jüm er Bedüdünt to Woord kamen.“ Diese Worte reizen nicht bloß wegen ihres abschweulichen Plattdeutsch zum Widerspruch: geht man ihrem Sinne nach, so wären damit Robert Garbe (19 Nrn.), Thomas Westerich (11) und der (vermutlich ebenfalls der „Nedderdüütsch Sellshopp“ nahestehende) Mecklenburger August Seemann (9) als die hervorragendsten lebenden niederdeutschen Lyriker proklamiert. Erst in weitem Abstände folgten ihnen Fehrs und Helmuth Schröder mit je 7, Christian Fienes, Adolf Stuhlmann, Herm. Fritz Neumann mit je 6 Nummern, usw. usw.

Man kann die vorliegende Anthologie höchstens als eine nordniederdeutsche bezeichnen, in dem Sinne, wie Otto Bremer dies Gebiet umrissen hat. Außer Hamburg sind Holstein inkl. Lübeck mit 4 Namen (Fehrs, Mähl, Neumann, Gaederz) und 14 Gedichten, und Mecklenburg mit 8 Dichtern und 29 Gedichten gut vertreten. Aber schon Nordhannover steuert nur 7 Nummern bei, Oldenburg nur 4, und Ostfriesland fehlt ganz, obwohl hier Namen wie Wiltrath Dreesen, Bernhard Brons, Harbert Harberts(+) doch nicht so ganz unbekannt sind. Außerhalb des Nordniederdeutschen aber treffen wir nur je einen Ösnabrücker, Südhannoveraner (Fienes), Magdeburger und Pommern (Alb. Schwarz mit 5 Gedichten) an. Keinen einzigen Westfalen (trotz Augustin Wibbelt, Hermann Wette usw.), keinen West- und Ostpreußen, obwohl auch hier eine niederdeutsche Dichtung in einem zwar lautlich von Nordniederdeutschen recht verschiedenen Dialekte blüht.

Aber auch in ihrer engeren Begrenzung ist diese Anthologie nordniederdeutscher Lyrik ohne Zweifel ein sehr verdienstliches Werk. Sie ist besonders willkommen im Reuterjahre, zeigt sie doch, daß neben dem alles überragenden Einfluß unsers größten niederdeutschen Epikers auch die niederdeutsche Lyrik ihr Feld behauptet und verheißungsvoll treibt und grünt. An innerer Geschlossenheit kommt diese Sammlung so vieler verschiedener Dichter natürlich nicht an Meisterwerke wie Groths „Quickborn“ und Brinckmans „Bagel Grip“ heran. Auch den echt volkstümlichen Ton der besten Lieder des „Quickborns“

finde ich hier nur ganz selten, wie etwa in Helmuth Schröders „Folksleidd“ und einigen wenigen anderen. Es ist viel Naturschilderung in dem Buche, aber wenig ist so abgeklärt wie etwa Flenes' „Frü an'n Morgen“. Ueberhaupt steckt noch viel Unrast und Unausgegorenheit in dieser neuen niederdeutschen Lyrik der Sammlung; das frische, fröhliche Draufgehen dieser jugendlichen Stürmer findet nur selten solch prägnanten Ausdruck wie in Wih. Crones „In'n Harvst herut“ oder in einigen Gedichten Ludw. Hinrichsens. Häufiger ist es die reinste moderne Reflexionspoesie, der Humor wirkt gewaltsam, und oft genug ringen diese Dichter nur zu sehr mit der niederdeutschen Sprache und den ihr zu Gebote stehenden Ausdrucksmitteln. Gerade bei den Rufen im Streit, Garbe und Westerich, ist mir dieser bewußt moderne Zug am meisten aufgefallen, und bei ihnen hängt er offenbar mit ganz prinzipiellen Anschauungen über Wesen und Wert der niederdeutschen Sprache und Dichtung zusammen. Da diese Anschauungen aber auch den Herausgeber der Anthologie völlig beherrschen, haben wir uns hier mit ihnen etwas ausführlicher auseinanderzusetzen.

Bisher galt als Hauptgebiet der niederdeutschen Lyrik das volkstümliche Lied, das sich eng an den heimatlichen Dialekt des Dichters angeschlossen und ihn selber in innigster Verbindung mit dem Denken und Fühlen seiner eigenen Heimat zeigte. Klaus Groths Quickborn ist das unerreichte Muster dieser niederdeutschen Heimatsdichtung: Groth hat wie kein anderer bewiesen, welche reichen, unererschöpflichen Ebne der Dichter in dieser selbstgewählten Beschränkung dennoch anzuschlagen vermag. Für unsere neuesten niederdeutschen Lyriker aber genügt dieser Grothsche Standpunkt nicht mehr; für sie ist, nach Eimers Worten (Vorrede S. XI), „de ninedderdüütsche Lyrik nich bloos folksdömlisch, sei het of Stimm' un Ton för modernes Weltfüulen un Ringen. Dat sprickt för er Entwikkelunt.“ Die Lyrik der Garbe, Westerich und ihrer nächsten Genossen ist solche moderne Reflexionslyrik, die nur in der Atmosphäre einer Schriftsprache gedeihen kann. Statt nun aber lieber Hochdeutsch zu dichten, und nicht unserer traulichen Volkssprache mühsam ihre komplizierten Empfindungen und Gedanken abzuquälen, schlagen die Männer um Robert Garbe gerade den verkehrtesten Weg ein: sie erfinden einfach eine neue niederdeutsche Schriftsprache! Robert Garbe hat diese unsäglich mühevoll, und doch so unfruchtbare Arbeit geleistet; und in diese von Garbe konstruierte niederdeutsche Normalorthographie hat auch Eimers alle in die vorliegende Sammlung aufgenommenen Gedichte ohne Ausnahme übertragen. Verschwunden ist die bunte Vielgestaltigkeit dieser Lieder; sie alle haben statt ihres schmuck sitzenden heimatlichen Gewandes den unbequemen Bratenrock der neuen Schriftsprache anziehen müssen. Gewiß kann einem ab und an auch in der Schriftsprache einmal ein nettes Volkslied gelingen, aber seine volle Frische entfaltet das Volkslied doch erst in der lebendigen Mundart; und draußen im lebendigen Volksgefang wird doch auch weiterhin jeder so singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Bleibt aber das mundartliche niederdeutsche Lied auch neben der neuen niederdeutschen Schriftsprache bestehen, so haben wir einfach nur eine Schriftsprache mehr zu lernen, und der Zersplitterung des niederdeutschen Sprachtums ist Tor und Tür geöffnet.

Robert Garbes niederdeutsche Schriftsprache ist auf der nordniederdeutschen Mundart aufgebaut, deren Boden einst auch die mittelniederdeutsche Schriftsprache entsprossen ist. In der wichtigen Frage der Diphthongierung von altniederdeutsch *e* und *ö* wählt Garbe, abweichend vom Mittelniederdeutschen und von Klaus Groth, die diphthongischen Werte *ei* und *ou*, denen er aber einen gewissen mittleren Charakter zuspricht. Anlautendes *j* will er nach Hamburger und Mecklenburger Art als *dsch* gesprochen haben; *dd* ist vor (*e*)*n* der Endung zu *rr* geworden. Langes *a* hat den dumpfen Laut des englischen *water*, sein Umlaut *ä* ist der bekannte zwischen *ä* und *ö* liegende Laut. In dieses Garbesche Normalniederdeutsch lassen sich die Hamburger, Holsteiner, Mecklenburger und nordhannoverschen Gedichte der Sammlung ziemlich leicht übertragen. Aber schon das Ostfriesische macht größere Schwierigkeiten, alle weiter abstehenden Mundarten, vor allem die an Diphthongen und sogar Triphthongen reichen westfälischen und südhannoverschen

Mundarten, können nicht ohne die einschneidendsten Veränderungen in die neue Normalform überführt werden. Das würde aber schließlich alles nichts schaden, denn auch das Mittelniederdeutsche hat diesen Mundarten schon ebenso fremdartig gegenübergestanden und hat sich doch zur herrschenden Schrift- und Verkehrssprache über das ganze große niederdeutsche Gebiet aufgeschwungen. Aber hinter der mittelniederdeutschen Sprache stand die ganze politische Macht der Hanse, stand das soziale und geistige Schwergewicht des geeinten nord-sächsischen Bürgertums.

Eine Schriftsprache für einen größeren Stamm, der jahrhundertlang dieses einigenden Bandes entbehrt hat, läßt sich nicht so ohne weiteres aus der Erde stampfen. Das 19. Jahrhundert mit seinem kraftvollen Erwachen des nationalen Gedankens hat ja allerdings auch ein halb Duzend neuer Schriftsprachen entstehen sehen. Aber was bei so eng umgrenzten Stämmen, wie den holländischen Friesen, oder den kleinern Splittern des slawischen Volksstamms mit Glück versucht werden konnte, bedurfte schon bei dem größeren Stamme der Tschechen der ganzen nationalen Leidenschaftlichkeit und Energie dieses kräftigen Bauernvolkes. In Norwegen hat das Landsmaal seine bisherigen Erfolge auch nur sehr langsam und nur durch die Betonung der nationalen und politischen Gegensätze errungen. Alles das fällt für unser Niederdeutsch doch fort, und ein rein literarisch-heimatkundliches Interesse wird schwerlich im Stande sein, wieder ein Band der gemeinsamen Schriftsprache um die weitgestreckten sächsischen Lande zu schlingen. Wir wollen fest an unserem heimatlichen Niederdeutsch halten, aber wir wollen keinen aussichtslosen Utopien nachgehen. Wir zäumen das Pferd beim Schwanz auf, wenn wir jetzt unsere Zeit mit der kunstvollen Ausbildung irgend welcher neuen niederdeutschen Schriftsprache verlieren. Legen wir unsere Gedanken und Gefühle über „modernes Weltfülen un Ringen“ getrost noch eine Weile in hochdeutscher Sprache nieder, und bewahren wir unserer niederdeutschen Muttersprache die trauliche Enge des heimischen Hofes und Herdes und ihre festen Wurzeln in der Heimat Erde.

Conrad Borchling.

Fris Reuter-Kalender für 1911. Leipzig, Theodor Weicher. Preis Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

Der von Prof. Gaeders herausgegebene Kalender bringt bisher ungedruckte Briefe und Gedichte Reuters, handschriftliche Proben und Zeichnungen, Bilder von Spangenberg und Bahr, einen Aufsatz über Reuters Beziehungen zu Lübeck, über den Stavenhagener Rektor Schäfer, über Reuters Beteiligung an den „Liedern zu Schutz und Trutz“ und vieles mehr. Eine hübsche Gabe zu Reuters 100. Geburtstag.

Paul Briede.

N Aus Zeitschriften und Tageszeitungen N

Alle Leser, besonders Autoren und Redaktionen werden gebeten,
uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache
und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

Fris Reuter. Unter dieser Überschrift veröffentlichten Aufsätze: Otto Ernst. (Jugend, 1910, Nr. 45.) — Ottomar Enking (Kieler Neueste Nachr., 6. Novbr.) — Fr. Düfel. (Westermanns Monatshefte, 55. Jahrg., Nr. 3.) — Karl Strecker. (Zagl. Rundschau, 5., 7. u. 8. Novbr.) — Ferdinand Gregori. (Neue Badische Landesztg., 7. Novbr.) — Dr. Richard Dohse. (Ecart, Nov.) — F. Zw. (Wiener Abendpost, 5. Nov.) — E. Pernerstorfer. (Arbeiterztg., Wien, 6. Nov.) — Adolf Rath von Fünfhausen. (Dresdner Nachr., 26. Okt. 1910.) — Albert Schwarz. (De Getton, 28. Jahrg., Nr. 21.) — Willy Rath. (Kunstwart, 24. Jahrg., Nr. 3.) — Hans B. Grube. (Der Türmer, Nov. 1910.) — Dr. Curt Rudolf Kreuzfner. (Dortmunder Ztg., 4. Nov.) — Dr. Gustav Zieler. (Hannov. Courier, 2. Nov.) — Erich Schlaifjer. (Die Hilfe, 6. u. 13. Nov.) — Richard Dohse. (Das liter. Zentralblatt, 11. Jahrg., Nr. 23.) —

- Ernst Edgar Reimerdes. (Deutsche Warte, 6. und 7. Nov.) — Dr. Richard Dohse. (Frankfurter Ztg., 6. Nov.) — Max Stolzenburg. (Magdebg. Ztg., 6. Nov.) — Prof. Dr. E. Mackel. (Vossische Ztg., 6. Nov.) — Laurenz Riesgen. (Köln. Volksztg., 6. Nov.) — Josef Oswald. (Baseler Nachr., 6. Nov.) — A. Conrad. (Die neue Welt, 6. Nov.) — Erich Schläitjer. (Die Welt am Montag, 7. Nov.) — Stephan Hoch. (Neue Freie Presse, 6. Nov.) — Ernst Niemeyer. (Berliner Volksztg., 6. Nov.) — F. Mehring. (Neue Zeit, 4. Nov.) — Hans B. Grube. (Nimm mich mit, 7. Jahrg., Nr. 7.) — G. S. (Neue Hamburger Ztg., 6. Nov.) — Hans B. Grube. (Illustr. Ztg., 3. Nov.) — Paul Harms. (Berl. Tagebl., 7. Nov.) — P. Matter. (Konservat. Monatschrift, 68. Jahrg., Nr. 2.) — P. Matter. (Münchn. Neueste Nachr., 8. Nov.) — Hans Grube. (Vokalanz. f. Friedrichsfelde, 7. Nov.) — Walter Behrend. (Deutsche Reichsztg., Bonn, 6. Nov.) — Fr. Winkel. (Landesztg., Neu-Strelitz, 6. Nov.) — P. Todt. (Neue Preuß. Kreuzztg., 6. Nov.) — Karl Pabst. (Prager Tagblatt, 6. Nov.) — Ferdinand Ratsch. (Gothaische Ztg., 5. Nov.) — Erwin Reinach. (Bromberger Ztg., 8. Nov.) — Hans Eoense. (Al. Presse, Frankf. a. M., 7. Nov.) — Erich Bütow. (Heidelberger Ztg., 8. Nov.) — S. Fröhlich. (Das neue Blatt, Nr. 46.) — S. Nord. (Deutsch-Soziale Blätter, 12. Nov.) — L. S. (Schwäbischer Merkur, 5. Nov.) — Halleische Ztg., 5. Nov.) — (Ztg. f. Hinterpommern, 6. Nov.) — (Magdebg. Centralanz., 6. Nov.) — (Staatsbürger-Ztg., 6. Nov.) — (Münchner Post, 8. Nov.) — (Badischer Beobachter, 12. Nov.) — (New Yorker Staatsztg., 7. Nov.)
- „Zu Fris Reuters 100. Geburtstag.“ Von Jacob Bödemadt. (Rhein.-Westf. Ztg., 7. Nov.) — Unter derselben Uberschrift: Ernst Niemeyer. (Gen.-Anz. für Hambg.-Altona, 8. Nov.) — Dr. Richard Böhme. (Der Reichsbote, 6. Nov.) — Karl Theodor Gaeders. (Rostocker Anzeiger, 6. Nov.) — Rost. (Neues Tagblatt, Stuttgart, 5. Nov.) — Dr. D. (Deutschland, 6. Nov.) — (Berl. Abendpost, 6. Nov.) — Adolf Heilborn. (Berl. Morgenpost, 6. Nov.) — Willy Rath. (Münchener Ztg., 9. Nov.) — Erich Schläitjer. (Die Grenzboten, 69. Jahrg., Nr. 45.) — Prof. Dr. Ernst Voß. (Miltwautee, Sonntagspost, 13. Nov.)
- „Reuter einft und jetzt.“ Von Wilhelm Voelk. (Nationalztg., 8. Nov.) — „F. R. und sein Vater.“ Von Fris Eychow. (Tägl. Rundschau, 7. Nov.) — „F. R. in Schwaben.“ Von Johannes Proelß (Schwäb. Merkur, 12. Nov.) — „F. R. in Heidelberg.“ Von F. U. (Heidelberger Tagebl., 8. Nov.) — „Hausvogteiplatz 14.“ Von E. Voerschel. (Dabeim, 47. Jahrg., Nr. 6.) — „F. R. in Magdeburg.“ Von Dr. W. Ahrens. (Montagsbl. d. Magdebg. Ztg., 7. Nov.) — „Die Festung Silberberg und F. R.“ Von Herm. Müller-Bohn. (Deutsche Ztg., 5. u. 6. Nov.) — „F. R. als Festungsgefangener auf der Glogauer Hornburg.“ Von Julius Blaschke. (Schles. Ztg., 5. Nov.) — „Ein Gedenktag.“ (Berl. Morgenztg., 6. Nov.) — „Die Deutsche Festungszeit.“ Leipziger Volksztg., 3. Nov.) — „Der 100jährige F. R.“ Von Hans B. Grube. (Zeitschr. f. Wissenschaft usw. d. Hambg. Nachr., Nr. 43.) — „Zu R.s Syntax.“ Von Oskar Weise. (Zeitschr. f. deutsche Mundarten, 1910, Heft 4.) — „Wie F. R. die hochdeutsche Sprache rein hielt.“ Von Karl Theodor Gaeders. „F. R.s Stil.“ Von Oskar Weise. „Zur Charakteristik der Dichtung F. R.s.“ Von Oskar Weiszenfels. (Zeitschr. f. d. deutschen Alter., 24. Jahrg., Nr. 11.) — „Otto von Bismarck und F. R.“ Von Dr. Adolph Rohut. (Leipziger Neueste Nachr., 6. Nov.) — „F. R. und Charles Dickens.“ Von F. St. Gunther. (Ostdeutsche Rundschau, Wien, 6. Nov.) — „F. R. auf dem Theater.“ Von Eugen Isolani. (Die deutsche Bühne, 2. Jahrg., Nr. 16.) — „F. R. als Erzieher.“ Von Jakob Zreu. (Der Israelit. Frankfurt a. M., 15. Dez.) — „Alt F. R.s Schaulmeistertid.“ Von Fris Dräger. (Hambg. Fremdenbl., 21. Dez.) — „Alt mine Schaulmeistertid.“ (Magdebg. Ztg., 3. Nov.) — „Auf Durchläuchtings Spuren.“ Von Dr. J. J. Nießen. (Berliner Neueste Nachr., 3. Nov.) — „Wahrheit und Dichtung in Reuters Stromtid.“ Von Carl W. Neumann. (Reclams Universalium,

27. Okt.), „Von den Urbildern F. R.scher Gestalten.“ Von E. E. Reimerdes. (Hamburger Woche, 5. Jahrg., Nr. 44.) — „Was ist uns F. R.?“ Von Dr. Max Möller. (Hambg. Woche, 5. Jahrg., Nr. 44.) — „Römische Gestalten aus F. R.s Werken.“ Von Franz Balke. (Deutsche Tagesztg., 5. Nov.) — „F. R. als Maler.“ (Rostocker Anz., 3. Nov.) — „Reuterbilder.“ Von Maria Edecke-Deeck. (Hannoverland, Nov. 1910.) — „F. R. als Zeichner und Maler.“ Von Dr. Max Osborn. (Dahem, 5. Nov.) — „Von Andenken an Frisze Reutern.“ Von D. Karstädt. (Familienztg. des Magdebg. Centralanz., Nr. 44.) — „F. R. und die Vogelwelt.“ Von Otto Karrig. (Zeitschr. f. Wissenschaft usw. der Hambg. Nachr., Nr. 45.) — „Ein F.-R.-Abend.“ Von A. De Nora. (Jugend 1910, Nr. 45.) — „F. R. und Klaus Groth.“ Von Dr. W. Pieth. (Gegenwart, 39. Jahrg., Nr. 45.) — „Ans Frising.“ Von Ernst Boerschel. (Staatsbürgerztg., 6. Nov.) — „Heiteres aus dem Leben F. R.s.“ Von Ad. Rohut. (Gutenbergs Ill. Sonntagsbl., 58. Jahrg., Nr. 6 u. 7.) — „Reuterfragen und Reuterliteratur.“ Von Traugott Friedemann. (Wissenschaftl. Rundschau, Leipzig, 1910, Heft 3.) — „Durch Festungstid und Stromtid.“ Von Ernst Boerschel. (Die Post, 6. Nov.) — „Rein Hüfung.“ Von R. E. (Der Vorwärts, 6. Nov.) — „F. R. und die Sonne.“ Von Otto Karrig. (Hambg. Corr. 6. Nov.) — „F. R.s Lebens- und Leidensgang“, „Politische und soziale Strömungen in R.s Schriften“, „R.s Bedeutung für Sprache und Volkstum Niederdeutschlands“, „Die Bräutigam in R.s Werken.“ (Reuterheft des Vorwärts.) — „F. R.s Hundertjahrfeier.“ Von August Junkermann. (Pariser Ztg., 29. Okt.) — „F. R.s Leben und Schaffen.“ Von Kurt Kessler. (Thorner Ztg., 9. Nov.) — „Deutschlands größter plattdeutscher Dichter.“ Von Dr. Berthold Engler. (Aldermärk. Courier, 6. Nov.) — „Die Frauen und F. R.“ Von M. Hürbin. (Hambg. Fremdenbl., 6. Nov.) — „Ans Frising.“ Von Walter Steinweg. (Mode und Haus, 3. Nov.) — „Hunnert Jahr R.“ Von Otto Welzien. (Niedersachsen, 16. Jahrg., Nr. 4.) — „Quellen zu F. R.s Laischen.“ Von Fr. Winkel. (Niedersachsen, 16. Jahrg., Nr. 4.) — „F. R. in Berlin.“ Von Karl Theodor Gaeders. (Der Tag, 13. u. 15. Nov.) — „F. R. — ein deutscher Bauer.“ Von Wilhelm Wawrenuk. (Deutscher Bauernbund, 9. Juli.)

„Erinnerungen an F. R.“ Von Prof. Dr. B. A. Wagner. (Ostdeutsche Rundschau, 6. Nov.) — „Eine Jugenderinnerung an F. R.“ (Gedicht). Von Anna v. Bülow-Dömitz. (Mecklenbg. Warte, 29. Okt.) — „F. R. am Stammtisch.“ Von Rud. R. Dittenberger. (Frankf. Ztg., 6. Nov.) — „Auch eine R.-Erinnerung.“ Von S. Raabe. (Tägl. Rundschau, 5. Nov.) — „Auch eine Geschichte von F. R.s Fründ Rein...“ Von Dr. Hildebrandt. (Niedersachsen, 16. Jahrg., Nr. 4.) — „Woans id binah 'n berühmten F.-R.-Biograf worden wir.“ (Mit Prawn.) Von Paul Frense. (Niedersachsen, 16. Jahrg., Nr. 4.) — „Großmutter, hei is dot...!“ Auch eine R.-Erinnerung. Von Heinrich Lautensack. (Memeler Dampfboot, 6. Nov.) — „De Dummwägänger.“ Of en wahrhaftige Begebenheit ut Frising's letzte Johren. Von Wilhelm Wendlandt. (Deutsche Ztg., 13. u. 20. Nov.) — „Eine F.-R.-Reliquie.“ Von Hedwig Luft-Süskind. (Rostocker Anz., 4. Dez.) — „Zwei ungedruckte Briefe F. R.s.“ [1827 u. 1836.] Mitgeteilt von Oskar Plawina. (Die Quelle, Wien, 4. Jahrg., Nr. 2.) Anm. d. Schr.: Beide Briefe stehen schon in Franz Engels Briefausgabe! — „Lowising.“ Von A. L. (Die Zeit, Magdebg. Ztg., 6. Nov.) — „R.s Lowising.“ Von A. L. (Die Zeit, Wien, 24. Nov.) — „Der hochdeutsche Fris Reuter.“ Von Fris Cuno. (Chemnitzer Tagebl., 19. Okt. 1910.) — „Bei F. R. zu Hause.“ Von E. W. Rohde. (Halle'sche Ztg., 6. Nov.) — „Das Reuter-Museum in Eisenach.“ Von Dr. Paul Martell. (Schlesische Ztg., 2. Nov.) — „F.-R.-Tag.“ (R.-Darsteller und Rezitatoren.) Von E. J. (Berliner Börsen-Courier, 6. Nov.) — „Wie F. R. dichtete.“ Von Adolf Obermüller. (Der Tag, 6. Nov.) — „In Stavenhagen.“ Von P. Wernicke (Landesztg., 6. Nov.)

(Von mehrfach abgedruckten Aufsätzen ist nach Möglichkeit nur der erste Abdruck verzeichnet worden. — Ergänzungen sind sehr erwünscht. — Wisblattartikel und Gedichte sind nicht aufgezeichnet worden.)

- John Brinckman.** „De brüdd plattbütsch Klassiker.“ Von Albert Schwarz. (Eelbom, 28. Jahrg., Nr. 20.)
- Johann Hinrich Fehrs.** Von R. Jungclaus. (Die Heimat, 20. Jahrg., Nr. 11.) — „Der Vierte im Bunde.“ Von Jacob Bödewadt. (Rhein-Westf. Ztg., 4. Dez.)
- Foote Hoiffen Müller.** Von cand. phil. Hermann Plaggé. (Hannoverland, Nov. 1910.)
- Johann Mathias Seling in seinen plattdeutschen Liedern.** Von Dr. G. Ruhlmann. (Osnabrücker Ztg., 1. Dez.)
- Augustin Bibbelt.** Von Paul Wriede. (Ztg. f. Literatur usw. des Hambg. Corresp., 33. Jahrg., Nr. 25.)
- Der literarische Nachwuchs Plattdeutschlands.** Von Paul Wriede. (Der Hamburger, 1. Jahrg., Nr. 1.)
- Mecklenburg und seine Dichter.** Von Dr. S. Kaufe. (Lit. Beil. d. Köln. Volksztg., 51. Jahrg., Nr. 44.) — „Fritz Reuters Erben in Mecklenburg.“ Von W. Kroypp. (Weserztg., 6. Nov.)
- Die Muse Deutsch-Amerikas.** Von Friedrich Hufsong. (Tägl. Rundschau, 25. Nov.)
- Die Entstehung meiner Märchensammlung.** Von Prof. Dr. Wilhelm Wisser. (Eckart, 5. Jahrg., Nr. 3 u. 4.) — „Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.“ Von Prof. Dr. Wilhelm Wisser. (Niedersachsen, 15. Okt.) — „Eilf Eulenspiegel.“ Von Richard S. Hecht. (Hannoverland, Okt. 1910.)
- Sextentstellungen in Kinderreimen.** Von G. F. Meyer. — „Ein bekanntes Volkslied in bisher ungedruckter Überlieferung.“ Von E. Walther. (Korr.-Bl. des V. f. nnd. Sprachforschung, Heft XXXI, Nr. 4.) — „Plattdeutsche Hamburger Kinder- und Volksreime.“ Von Paul Wriede. h) Von den Tieren. i) Von Em und Ehr. (General-Anz. f. Hambg.-Altona, 23. Jahrg., Nr. 261 u. 290.)
- Alt-Berliner Weihnachts-Comödien.** Von M. Rapsilber. (Der Roland von Berlin, 8. Jahrg., Nr. 52.)
- Die Zukunft der plattdeutschen Sprache.** Von Wilh. Poed. Mit einem Nachwort von F. Uvenarius. (Kunstwart, 24. Jahrg., Nr. 3.)
- Die plattdeutsche Sprache.** Von F. Wippermann. (Neue Preussische Kreuz-Ztg., Nov. 1910.) — „Von niederrheinischer Mundart.“ Von Dr. Winterstein. (Rhein-Westf. Ztg., 17. Okt. 1910.) — „Berlin redet.“ Von Theodor Rappstein. (Königsberger Hartungsche Ztg., 16. Okt.) — „Wie Hamburg spricht.“ Von Paul Wriede. (Königsb. Hartungsche Ztg., 13. Nov.) — „Der „Sch-Laut.““ Von S. Wanner d. Alt. (Niedersachsen, 16. Jahrg., Nr. 2.) — „Maulaffen feil halten.“ Von C. Ziegler und Prof. S. Weidenmüller. (Frankf. Ztg., 4. Nov.) — „Flensburger Namenstudien.“ Von Dr. Weidenmüller. (Die Heimat, 20. Jahrg., Nr. 12.)
- Plattdeutsche Vereine.** Von Karl Wagenfeld. (Münsterischer Anz., 59. Jahrg., Nr. 718.)



**Aus der Vereinigung Quickborn
in Hamburg**



Reuterfeier am 7. November 1910. Unter dem Protektorat Seiner Magnificenz des Herrn Bürgermeisters Dr. Predöhl. Im großen Saal des Conventgartens. (9. Öffentlicher Vortragsabend.)

Eine köstliche Zeit war uns Niederdeutschen beschieden. Unser großes Gestirn Reuter kam in Erdnähe, der Eelbom rauschte mit allen Blättern auf, wie im Morgenwind, und helles, warmes Sonnenlicht fiel von allen Seiten auf unsere

Arbeit, auf unsere Flügel und Segel, Sonnenlicht, von dem wir viel erhoffen dürfen. Reuter und Plattdeutsch allerorten, in allen Zeitungen, Schulen, Sälen, Schauspielhäusern, Läden, Wohnungen. In der ersten Reihe der Festorte stand unser Hamburg und unter den hamburgischen Feiern wollen wir unsern Reuterabend geruhig voranstellen. Ehre und Freude war es uns, inmitten des glänzenden Aufgebots unserer Mitglieder und Freunde, den Protetktor unserer Feier, den Herrn Bürgermeister Dr. Predöhl, mit seiner Familie und verschiedenen Mitglieder des Senats und der Bürgerschaft (deren Präsidium vollständig erschienen war) zu bewillkommen. Diesem äußern Glanz des Rahmens gab die Feier selbst nichts nach; sie gab Reuter, was Reuters ist, und richtete den Blick nach seinen Höhen und Gipfeln.

Eingeleitet wurde sie durch Alfred Kleinpauls tonliche Ausmalung des Gebornliedes aus „Hanne Nüte,“ das in gehaltenen Klängen durch den stimmunggebenden Wald wob, den die Kunst des Gärtners Maas aus Fichten, Kiefern, Buchen und mancherlei Gesträuch auf die Bühne gekannt hatte. Aus diesem Grün strebten Findlinge auf, deren höchster die überlebensgroße Büste Reuters trug (modelliert von Martin Schmidt-Hamburg).

Auf der in Laub versteckten Jagd- und Redekanzel erschien als erster unser „Baas“ Paul Wriede, der seiner Begrüßungsansprache manches übergreifende treffliche Wort einflocht: daß Reuters diesen Tag nicht nur in Norddeutschland gedacht werde, sondern auch in Mittel- und Süddeutschland, in der Schweiz, in Siebenbürgen, in Amerika und selbst im Kaplande, daß Hamburg hier nicht nachstehen, sondern vorangehen wolle, sei sie doch als die geistige Hauptstadt Niederdeutschlands „die nächste dazu“. Sie sei die Stadt, in der die plattdeutsche Sprache den festesten Halt und Boden habe. Und wenn an anderer Stelle gesagt worden sei, daß unsere Hamburger Kinder kein Plattdeutsch mehr lernten, so müsse er das als Scherz auffassen, denn überall auf der Straße und auf dem Hofe, auf dem Spielplatz und auf dem Speicher sei ihnen Gelegenheit gegeben, sie sich anzueignen, wenn sie sie zu Hause nicht hörten. (Der Begriff des Hamburger Jungen ist untrennbar vom Plattdeutschsprechen!) Die niederdeutsche Sprache sei nicht eine Mundart, eine Abart der hochdeutschen, sondern wie sie ein Zweig der Ursprache, und sie habe die hohe Aufgabe, ein Quickborn, ein Jungbrunnen der hochdeutschen Schwester zu sein, sie vor dem Vertrocknen und Erstarren zu bewahren, sie zu beleben und zu bereichern. So oft Kleinläubige auch schon die Totenglocken läuten gehört hätten: die niederdeutsche Sprache liege noch keineswegs auf dem Sterbebett, sie lebe und jauchze genug, sich auch ferner zu behaupten! Sei sie auch nicht mehr die Sprache der Gesetze, wie in den Zeiten der Hanfa, so sei sie immer noch die Sprache des Volkes, die Sprache der See und des Hafens — und die Sprache edler Dichter. Mit dem Wunsche, daß man diesen Abend nicht nur Reuter, sondern auch die Heimat feiern möchte, schloß Paul Wriede seine eindringlichen Worte.

Ein anderes Gesicht lugte aus den Blättern: Professor Dr. Otto Bremer aus Halle hielt den Festvortrag, einen sprachlich und rednerisch gleich vollendeten Vortrag, der Reuters tiefes Menschen- und Dichtertum meisterlich aus dem Ringelranze der Läusehen und Rimels hob und es in das leuchtende Licht der Gegenwart stellte. — In den kleinen Verhältnissen einer mecklenburgischen Landstadt aufgewachsen, habe Reuter das Glück gehabt, in früher Jugend eigenartige, sonderbare Menschen kennen zu lernen, deren Umrisse sein Gedächtnis festgehalten habe, bis seine Feder stark genug war, sich ihrer zu bemächtigen. Nach kurzem Hochschulleben habe er dann die bitteren Festungsjahre durchkosten müssen, deren Folgen er niemals ganz verwunden habe. — Die beste Zeit seiner Entwicklung sei ihm verloren gegangen. Nach seiner Begnadigung sei er Landwirt geworden, danach Schulmeister, der zunächst die Stunde für zwei gute Groschen gegeten habe. Seiner dichterischen Begabung sei er erst sehr spät inne geworden. Bei Polsterabendscherzen und Gelegenheitsgedichten habe er sie entdeckt, aber sein erstes Gedicht verrate noch nichts von der Größe des Mannes, denn es laute erbaulich und kempnerisch: „Im Frühling blühen die Rosen, im Sommer verlieren die Gänse die Posen.“ — Erst vor etwa fünfzig Jahren habe Reuter den Mut gefunden, an die Öffentlichkeit zu treten, und zwar mit den Läusehen und Rimels bei denen er wohl zunächst nur an die engste Heimat gedacht habe: Bekannten

eine frohe Stunde bereiten, daneben aber habe er als Selbstverleger auf seine Kosten zu kommen geglaubt. Es sei gesagt worden, Groths Quickborn habe ihn angeregt: dem sei aber entgegen zu halten, daß er vorher auf den Plan getreten sei. Allerdings habe der große Erfolg des Quickborns recht eigentlich erst eine niederdeutsche Literatur geschaffen. Vor Groth habe es sie nicht gegeben! Groth habe die Öone gefunden, die in allen Herzen erklingen wären; man habe ihn schwärmerisch verehrt, erhoben, gepriesen und geliebt. Heute aber werde Groth kaum noch gelesen: Großdeutschland kenne ihn wohl nur noch dem Namen nach. Wenige Gedichte würden sich dauernd erhalten: seinen andern Werken drohe Vergessenheit. (Es sei mir erlaubt, hier etliche große Fragezeichen zu machen! G. F.) Reuter sei ein glücklicheres Schicksal beschieden und Nord und Süd feiere ihn mit gleichem Anteil! — Die Läusechen hätten ihren engen Kreis gehabt, seien vornehmlich in Mecklenburg und Vorpommern gelesen worden, aber ihr ungewöhnlicher Erfolg habe Reuter angespornt — und das sei ihr größter Verdienst. Sie ständen auch jetzt noch in Gunst, wenngleich ihr schrifttümlicher Wert nicht mehr so günstig veranschlagt werde: wir vermisten Formen-sinn und feinere Ausarbeitung, auch sei der Vers noch nicht ganz gelungen: sie wirkten eigentlich nur noch durch ihre Lebenswahrheit und die niedererfakte Pointe. Nur wenig höher stehe *De Reis na Vellingen*. Erst mit *Kein Hüfung* habe Reuter neues Land betreten, neues Land freilich, auf dem er nicht dauernd ackern sollte. Die schroffe Ablehnung die das eigentümliche Werk erfahren, das Reuter mit seinem Herzblut geschrieben habe und das ein Kunstwert aller-ersten Ranges sei, habe ihn von diesem Gebiet verschucht. Erst die Gegenwart sei diesem Werk gerecht geworden und habe es in seiner Bedeutung erkannt: sie erst habe Verständnis für das große Problem und seine Lösung. Reuters folgender Wurf, die Vogel- und Menschengeschichte *Hanne Rüte*, habe sich der höchsten Gunst erfreut, halte aber der Gegenwart minder Stand: die Verbindung der Liebe zweier Menschenkinder mit der Kriminalistik sei mit unserm künstlerischen Empfinden nicht gut zu vereinbaren. Die Größe des Gedichtes liege in den lyrischen Öonen und in der höchst eigentümlichen Verquickung der Menschengeschichte mit dem Vogelleben. Reuters einzige Art, die Vögel zu belauschen und zu charakterisieren, suche ihresgleichen in der Weltliteratur. Seine Hauptbedeutung beruhe aber auf seinen großen Prosa-Romanen. Die *Festungstid*, *Französentid* und *Stromtid* seien Kunstwerke von höchster Bedeutung. Am vollkommensten, weil einheitlichsten, sei die *Französentid*: ihr straffer Aufbau und ihre Geschlossenheit ständen im deutschen Schrifttum einzig da. Andere Vorzüge habe die *Stromtid*, in der die Einheit der Handlung eigentlich nur durch Bräufig gegeben sei: sie umfasse das Leben in all seiner Mannigfaltigkeit und sei dem Menschenherzen in Sonne und Nacht nahe. In ihr stehe Reuters Kunst auf ihrem Gipfel. Der dritte Teil der *Stromtid* sei schon zu *Eisenach* geschrieben worden und es sei eigentümlich, daß Reuter, als er die enge Föhlung mit der Heimat verloren habe, in seinem Schaffen die Höhe nicht mehr halten konnte. Die in Thüringen entstandenen Werke, *Dorchläuchting* nicht ausgenommen, bergen Rückschritt in sich, der am deutlichsten in der *Reis na Konstantinopel* zu spüren sei. Reuter habe das selbst auch geföhlt und er habe die Feder bald ganz ruhen lassen. — Er habe von sich gesagt, daß er kein Dichter sei, der Epoche machen werde, aber er habe den geheimen Ton getroffen, der unten und oben anknüpfe. — Und das müsse man in der Tat als das Geheimnis von Reuters unvergleichlichem Erfolge erkennen (bei seinem Tode waren 500000 Bände seiner Schriften verkauft!), daß er den Ton gefunden habe, auf den seine Zeit gestimmt gewesen sei. Was ihn aber noch heute zu einem der gelesesten Schriftsteller mache, was seine riesige Gemeinde immer noch wachsen lasse, was ihn auch für uns noch zu einem Dichter mache und was ihm Dauer verbürge, das sei: er habe das Menschenherz in allen Fährnissen wahr und treu geschildert und sich allezeit zum Menschentum bekannt! Und er sei durch seinen unversteglichen Humor unser bester Arzt geworden. Gar nicht hoch genug könne seine Bedeutung für unser Volkstum gewertet werden, für die Pöflege deutscher Art übersee, besonders in Nordamerika. Uns sei Reuter ein großer Ausgleicher von Nord und Süd, Arm und Reich. Uns Niederdeutschen aber im besondern habe Reuter das niederdeutsche Volksbewußtsein gegeben. Und wir dankten es ihm am

besten, wenn wir dieses festhielten in unsrer Eigenart, Sprache und Sitte, zum Segen des großen deutschen Volkskörpers, der nur mit gesunden, starken Gliedern arbeiten könne. — So ungefähr sagte Otto Bremer und er endigte mit den Reuterworten:

„Bei ward noch stahn,
wenn wedder mal duzend von Jahren vergahn!“

Und damit aller guten Dinge Drei würden, stieg Ottomar Enting auf den grünen Thron und gab uns Reuter selbst: ein gewaltiges, packendes Kapitel aus Rein Hüsung (De Haß), einen fröhlichen, hochfomischen Absatz aus der Stromtid (Dat Rangdewuh in den Watergraben), ein schlichtes, ergreifendes Stück aus der Franzosentid (Fiken un de Oberst) und eine köstliche, erheiternde Episode aus Dorchläuchting (Dorchläuchting beredet sich mit der „Mitregentin“ Schulken). Die reife, warmherzige, gewinnende Vortragskunst Entings brachte Reuter in allem greifbar und fühlbar nahe und löste beste Wirkungen aus, für die begeistert gedankt wurde. Am wirkungsvollsten gelangen der Anfang und das Ende: beides Meisterstücke vollendeten Darstellungsvermögens.

Damit bin ich mit dem Bericht über den Glanz- und Ehrenabend fertig. Möchte dem Quickborn noch oft diese Sonne lachen, wünschte ich, als ich aus dem Waldesduft der Lannennadeln in den Novembersturm hinausging.

Gorch Fock.

Ein Reuterdenkmal in Hamburg! 13 Damen und Herren, die nach unserer Reuterfeier noch gemüthlich beisammen geblieben waren, haben an „Strafgeldern für jedes hochdeutsche Wort“ 2 Mark gesammelt, die sie uns als „Grundfonds für Errichtung eines Reuter-Denkmal in Hamburg“ zur Verfügung stellen. Herr Pastor Holz, als Obmann der 13, betont, daß es nicht durch aus ein ehernes Standbild sein müsse. Der Vorstand hat sich nun für ein hölzernes Denkmal entschieden d. h. er wird das Geld mitverwenden für die Anschaffung eines neuen Bücherschranks, in dem auch den Werken Reuters eine würdige Unterkunft bereitet werden soll. Weitere Zuwendungen für diesen Reuterstrand werden gern entgegengenommen!

Mitgliederversammlungen. (Kleine Vortragsabende im Patriotischen Gebäude). 115. Mitgliederversammlung, Dienstag, den 25. Oktober 1910. Herr Rektor S. Ohrt zog die plattdeutschen Familiennamen des Hamburger Adressbuches von 1908 in den Kreis eingehender Betrachtungen. Der Vortragende glaubte etwa 1000 Namen als plattdeutsch ansprechen zu können, ohne damit den umfangreichen Gegenstand erschöpft zu haben. Er streifte zunächst die Entstehung der Sippennamen im allgemeinen, wie sie theils altheimischen, heidnisch-germanischen Ursprungs seien (Dietrich, Rüdiger, Konrad usw.), theils auf germanisch-christlichem Boden erwachsen seien (Johannes, Jakob, Paul usw.). Die dritte und größte Gruppe umfasse die Namen, die durch Zusätze zu den ersten gebildet seien.

Altheidnische plattdeutsche Sippennamen sind, abgesehen von einigen Kürzungen, zu welchen das Niederdeutsche besondere Neigung hat, nicht vorhanden, weil das Plattdeutsche sich erst später abge sondert hat; größer schon ist die Zahl der christlichen, die Niederdeutschland wesentlich gekürzt, wieder zerdehnt und so mundgerecht gemacht hat. Da ist aus Erasmus ein Rasmus, Asmus, Asm geworden, aus Andreas ein Drews, aus Nikolaus ein Klaas, aus Georgius ein Jörn, aus Jojakim ein Jochen, aus Bartholomäus ein Mewes, aus Matthäus ein Tewes, aus Matthias ein Thies usw.

Nach dieser Einleitung ließ der Vortragende das Hamburger Adressbuch sprechen und zunächst die bunte Reihe der Namen passieren, die von Eigenschaften und Tätigkeiten hergeleitet sind. Da erscheint das Durcheinander von Groth (Grotjahn, Grotkopp), Lütt (Lüttjohann, Lüttmann), Krus, Fett, Lang, Klauk, Klöker, Dull, Weick (weich); Heesch (heiser!) Heel, (ganz), Krüsch (wählerisch), Blöh (blöde), Gau (schnell), Hillig (eilig), Dick, Duhn, Düttch, Stuhr (stolz), Stief (steif), Suhr (fauer), Söth (süß), Butenschön, Dwers (quer). Auf Körperteile zurückzuführen sind die Namen wie Barth, Behn (Bein), Foot (Fuß), Pöten (Pöten), Kopp, Daes, Nees, Lipp, Gagel (Gaumen). War einer auf eine Speise

besonders erpicht, so mußte sie ihm auch wohl zu einem Namen verhelfen: Fleisch, Sauß, Bradfisch, Roggenbrod, Appel, Körbs, Ruth usw. Auch die Zeiten müssen Gevatter stehen: Aldag, Oldag, Friedag, Siedt, Untiedt, Harfst, Niejahr usw. Oder einer gebrauchte ein bestimmtes Wort mit Vorliebe: flugs hing's ihm an als Name (was ja noch heute allerorts vorkommt!) Minwegen (meinetwegen), Saak (Sache!). Uns (sonst). Necknamen sind besonders als Zurufe (Imperative) zahlreich anzutreffen: Drinkern, Drinkuth, Bliessenicht, Lathwesen (Laß sein), Mögebier, Fretwust, Buckup, Spannuth, Lövenich, Haudrup, Makuth, Sünnich, Füllup usw. Ganze Scharen stellt das Gewerbe; da gibt es nicht allein Schaulster, Schomaker (mit Ahl, Ohrt, Lehsten, Ledder, Rehm), Smid (mit Hamer, Lang, Volten, Stang, Wiehr, Kramy), Döschler (mit Flügel, Bohnsack, Garff), Zimmermann (mit Viehl, Block, Riehl), Fischer (mit Reischer und Riep), sondern auch Blickflegler (mit Lamp, Kell, Retel, Lepel), Grapengerer, Bottermann, Segeler (Ziegler), Pötter (Töpfer), Grütmaker, Wientapper, Wullbieter. Die Wohnstätte hat, Namen wie Averbief, Averbhoff, Barghusen, Blomendahl, Butenob, Brinktrine, Broichsitter, Uetermöhl, Thobaben entstehen lassen. Auch das Tier- und Pflanzenreich hat Namen geben müssen. Zunächst als Hausmarken: Hingst, Eddt, Hamel, Katt, Duwe, Baar, Heister, Kiewitt, Roos, Dufendschön, Mehlbeer, Peper, Röwe, Mai-bohm, Kasbohm, Wiechel, Bram usw.

Der Raummangel verbietet uns, den anregenden Darbietungen noch weiter nachzugehen. An den Vortrag schloß sich eine interessante Aussprache, die mancherlei wertvolle Ergänzungen zutage förderte und an der sich die Herren Prof. Borchling, Förster, Dr. Finber, Pastor Holz, Dr. Kuhlmann, Munzel, Pein, Dr. Fr. Reimers, Stübe und P. Wiede beteiligten. Vielleicht fühlt sich mancher Hamburger veranlaßt, nun auch seinen Namen einmal unter die scharfe Lupe der plattdeutschen Sprache zu nehmen.

116. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 22. November 1910. Eine recht zahlreiche Zuhörerschaft von Mitgliedern und Freunden nahm in behaglichster heiterster Stimmung anregende Mitteilungen von Herrn Johs. E. Kabe über niederdeutsche Drehorgellieder entgegen. Ein köstliches Stück des lustigen, alten Hamburgs kam da mit den „Nudelkasten“-Klängen nochmals aus dem Hintergrund von Gängen und Höfen hervor: ein Krisk an Hansen, fgl. großbritannischer Korporal a. D., pseud. Peter Etgeern, schritt stolz in der Toga eines hamburgischen „Volksdichters“ einher, ein Luis Lippmann verfaßte seine Oden, ein Georg Küper kroch aus seiner Kasperbude und lieferte der Rundschau der Leierkastenmänner, Harfensänger und Gitarrenspieler neuen Stoff, ein Heinrich Schwach endlich, der begabteste und volkstümlichste seiner Junft, schüttete ein gerütteltes Maß „schöner, neuer“ plattdeutscher Lieder und Gesänge unter sein Publikum von Kötschen und Ewerführern, Hamburger Jungs und Deerns, Poëme von großer Volkstümlichkeit und dem Volkslied ziemlich nahekommend, so daß man an den gelungenen Stücken noch heute seine Freude haben kann, ganz abgesehen von dem kulturgeschichtlichen Wert, der ihnen zumal vom hamburgischen Standpunkt aus beizumessen ist. Diese Drehorgellieder behandelten große und kleine Ereignisse, besonders oft den Tod Friedrichs des Großen, Napoleon, 1848, den hohsteynischen Krieg, 1870. Vor 1850 finden wir nur ausnahmsweise plattdeutsche Lieder, erst von da an tritt die Volkssprache wieder in den Vordergrund, wohl eine Folge des Erscheinens der Werke von Groth und Reuter. Die richtigen „Moritaten“ (nach der Melodie: In Myrtilis zerfallner Hülte schimmerte die Lampe noch) finden sich nur vereinzelt, dagegen beziehen sich viele Lieder auf Dom, Torperre, Feuerung. Weltuntergangsprophezeihungen fehlen nicht. Kometen und schlechte Zeiten sind dankbare Stoffe. Der Brand der Lustria, das Apenschipp und die Great Eastern müssen gleicherweise herhalten. Auch dem Bündelabend, dem Abgangzeremoniell der Köfch, die sich von dem Brögam ihr Bündel nachtragen ließ, ist mehr als eine schwungvolle Hymne gewidmet. Von der unglaublich großen Zahl dieser Orgellieder macht man sich eine Vorstellung, wenn man hört, daß unsere hamburgische Stadtbibliothek allein von den Kahlbrock'schen Drucken aus den Jahren 1840—

1874 an 1300 Stücke mit rund 5000 Liedern besitzt. Alles in allem kämen fürs ganze 19. Jahrhundert gut 20000 Lieder heraus. Dem Vortrag folgte eine humorvoll gebotene Auswahl der besten dieser Gesänge, derer sich die meisten ältern Hamburger lächelnd entsinnen werden, wenn wir ihnen die Titel nennen: „Am halwig Nügen“, „Bündeldag“ (1855 gedruckt), „Püttentkietter“ (Schacht) und das Gegenstück „Böse Söben“ (Rüper), „Lebberwuff“, „De Romet“ (1857), „De Doorpeer“ (Hanfen 1860), „De Welt geiht unner“ (Rüper), „De Bimbampolka“ (Schacht), „Dat Marktvergnügen“, „De flechten Eiden“, „Wihnachtsleed“ (Schacht), „De lustige Buernhochtid“ usw.

Mit dem Vortrag verbunden war eine umfangreiche Ausstellung hamburgischer Zeichnungen und Skizzen von Hans Förster, die eingehend gewürdigt wurden, zeigten sie doch das Können des Künstlers in bestem Lichte und boten sie doch belehrende, ergreifende und erfreuende Rückblicke und Ausblicke auf das Hamburg von gestern und das von heute. Der Blick für das Typische und der vorwärts-wollende Ernst sind ebenso bezeichnend für den jungen Künstler, wie der erfreuliche Fleiß. Hamburg hätte allen Grund, ihn zu ermuntern! G. F.

117. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 13. Dezember 1910. Lebenden niederdeutschen Dichtern Anerkennung zu verschaffen und Leser zu gewinnen, betrachtet der Quickborn als eine seiner Hauptaufgaben. In der letzten Versammlung diente er diesem Zwecke, indem er drei Dichter der Gegenwart, Vertreter verschiedener Landschaften Niederdeutschlands, zu Worte kommen ließ: den Habeler G. Stille, den Finkenwärder Gorch Fock und den Westfalen Augustin Wibbelt. Die beiden ersteren trugen selbst aus ihren Werken vor.

Zunächst las G. Stille ein Kapitel aus seinem Buche „Nahberstinner“ vor, das vor 40 Jahren spielt. Im Mittelpunkt der Geschichte steht ein junger Habeler, den wir ins Feld und in die Schlacht begleiten. Beim Sturm auf eine starke feindliche Stellung bleibt er schwer verwundet liegen, folgt aber noch mit seinem Hoffen und Bangen den Kameraden, die erst nach heißem Ringen spät am Abend den Sieg davontragen. Die Schilderung der Schlacht und der seltsamen Vorgänge in der Brust des jungen Helden ist lebendig und von großer Wärme.

Dann kam Gorch Fock und las aus seinem eben erschienenen Buche: „Schullengriepier und Tungenknieper“ die übermütige Humoreske Force majeure“ und die von feinstem, echtestem Humor durchleuchtete „Weihnachtsfahrt“. Gerade die letztere Erzählung scheint mir so recht die liebenswürdige Eigenart des Dichters widerzuspiegeln, eine wunderbare Mischung von zarter Innigkeit und zäher Kraft. Aber auch die Force majeure ist mehr als ein grotesker Einfall; wer unsere Fischer kennt, wird der Geschichte keineswegs die innere Wahrscheinlichkeit absprechen. Auf allgemeines Verlangen erfreute der Dichter die Versammlung endlich noch durch eine neckische Fortsetzung zu der Himmelfahrt des braven Hein Cas. Übrigens erwies sich Gorch Fock als ein ganz vortrefflicher Rezitator.

Den Schluß des Abends bildete ein ergreifendes Kapitel aus Augustin Wibbelts neuem Roman „De Järffchopp“, das von Herrn Carl Wolff ausgezeichnet vorgetragen wurde. Daß Wibbelt ein Dichter von ganz seltener Schöpferkraft ist, das haben schon seine früheren Werke, besonders sein Schulte Witte, bewiesen; die neue Dichtung, im wesentlichen humoristischen Gepräges, bezeichnet, scheint mir, noch einen Fortschritt des Dichters. Das vorgetragene Kapitel ist tieferrnt: es schildert die letzte Nacht eines mit dem Tode ringenden Bauern, an dessen Lager ein getreuer alter Knecht die Wache hält bis sein Herr im Strahl der aufgehenden Sonne den letzten Atemzug getan. Die Darstellung ist mächtig und zart zugleich, frei von jeder Sentimentalität und bezwingt den Hörer, daß ihm zeitweilig das Herz stocken möchte. In der plattdeutschen Literatur hat diese Schilderung, glaube ich, nicht ihresgleichen. Das erste Kapitel aus der Stromtid z. B. verblaßt dagegen. Dr. R. W.

Preisermäßigungen auf Bücher. Seit dem Erscheinen des letzten Hefes der Mitteilungen sind den Mitgliedern der Vereinigung „Quickborn“ noch Ermäßigungen zugeteilt worden auf folgende Bücher: „Nahberstinner“ von G. Stille, „Rasper-Dhm un ict“ von John Brinckman, mit Bildern von Wolf Jöhnsen, „Don Quixote“ von Joachim Mühl, Brinckmans sämtliche Werke (Berlin 1900) und Einzelausgaben, „Plattbütsch Blomengarden“ von D. Karstädt, „Gedichte“ von Sophie Dethleffs (6. Aufl.), Werke von Friedr. Cammin, „Als noch de Ehrankrüsel brenn“ von Ludwig Frahm. Nähere Angaben standen in den letzten Einladungen.

Neue Mitglieder:

Herr Jul. Althans	Herr Dr. phil. Gottfried Ruhlmann
„ Alfred Baf, Leipzig-Gohlis	„ Ludwig Lambert
„ Ernst Bollmeier	Frau Marie Lieckfeld
„ Oberlehrer Erich Brauer, Altona	Herr Paul Marckmann
„ W. Dender	„ Heinrich Mißfeldt, Berlin-
„ Rudolf Dethleffen	„ Friedenau
„ Rat Dr. jur. A. S. Droege, Altona-	„ Reinhard Müller
„ Dthmarschen	Frl. Meta Maria Prüß, Schadeland
„ Dr. med. Franz Gräßner, Wil-	„ b. Zarrentin
„ helmsburg	Herr Th. Reiche, Braunschweig
„ S. Grobe	„ stud. phil. Hans Richter
„ Hellmuth Günther	„ Deert Rieve
„ Emil Hahn	„ M. Runge
„ Adolf Harder	Frau Wilhelmine Schnack, Altona
„ Dr. med. J. Heckscher	Herr J. Spilling, Altona
Frl. Bella Hirsch, Altona	„ G. Südkemper
Herr Friedr. Hopp	„ Waldemar Thomsen
„ Dr. D. Jürgens, Hannover	

Deutsches Seminar, Hamburg
Großherz. Regierungsbibliothek, Schwerin.

Mitgliedschaft. Wir bitten unsere Mitglieder, in der Werbetätigkeit für den „Quickborn“ nicht zu erlahmen. Der „Quickborn“ wird seine Pläne nur verwirklichen können, wenn er sich auf einen großen Mitgliederstand stützen kann. (Der Jahresbeitrag beträgt 6 Mark. Auch Vereine können als Einzelmitglieder beitreten.)

Änderungen im Vortragsplan. Wir teilen hiermit die zum Teil abgeänderten Daten der nächsten Vortragsabende mit: 10. u. 24. Januar, 14. u. 28. Februar, 14. März, 11. u. 25. April, 16. Mai.

Der Bierabend „Waterkant“ findet am 21. März im großen Saale des Conventgartens statt. Im Mittelpunkt des Abends wird ein von Gorch Fock und Hinrich Wriede verfaßtes Stück stehen.

Das nächste Heft der „M. a. d. N.“ wird voraussichtlich im April erscheinen. Als Beiträge für die nächsten Hefte liegen bis jetzt vor: „Über die niederdeutsche Normalschreibung.“ Von Prof. Dr. C. Borchling. „Nitholsteinsche Volksmärchen.“ Von G. F. Meyer. „Ein Vorkämpfer des Niederdeutschen.“ Von Prof. Dr. Richard M. Meyer. „Erklärungen hamburgischer Straßennamen.“ Von C. Rud. Schnitger.

Briefkasten. Johann. Sie haben Recht! Der uns freundlich übersandte, bei Allstein in Berlin gedruckte „Wihnachen-Groot vun den Husfru-Altträger“ ist freilich „Berliner Platt“, „aber doch ein Zeichen der Zeit“.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft beliebe man zu richten an
die Vereinigung Quickborn, Hamburg 11, Patriot. Gebäude.

Herausgegeben vom Vorstand der Vereinigung Quickborn in Hamburg.
Verantwortlich für die Schriftleitung: Paul Wriede, Hamburg 1, Repsoldstraße 50.
Druck der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. S., Hamburg 25.

89103193207



b89103193207a